No 40477.318
Bd. 2

GEZA GRAF ZICHY

AUS MEINEM LEBEN

Géza Graf Zichy

Aus meinem Leben

Der fahrende Spielmann
1881

BOSTON PUBLIC LIBRARY

AUS MEINEM LEBEN

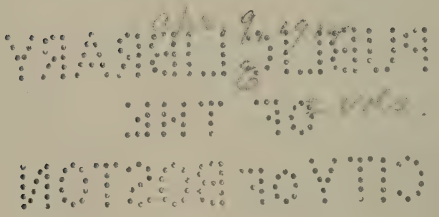
ERINNERUNGEN UND FRAGMENTE

VON GÉZA GRAF ZICHY

ZWEITER BAND

STUTTGART 1913
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

Von diesem Buche wurde in
300 Expl. eine Luxusausgabe
in rotem Ledereinband zum
Preise von 10 Mark hergestellt



Robert Volkmann

Das erste Kapitel des zweiten Bandes meiner Erinnerungen muß ich den Manen Robert Volkmanns weihen. Er war mein Freund geworden. Es war rührend, mit welcher Liebe er an mir und meiner Familie hing. Der so wortkarge, scheinbar kalte Mann schreibt mir im Jahre 1877 nach Reichenhall und Meran, ich möge meine kleine Tochter nicht zu Ausflügen mitnehmen, ich möge mit ihr nur in den kühleren Tagesstunden reisen. „Vorsicht! Nachsicht! Einsicht! Rücksicht!“ Bei seiner peinlichen Gründlichkeit versäumte er es nicht, mir seitenlange Ratschläge, meine Reise betreffend, zu erteilen. Unter anderem wünscht er, ich möge meine Adresse in allen Städten sehr genau angeben. „Es ist unbedingt nötig, daß Sie Ihr Hotel (vielleicht auch Zimmernummer) im Briefe oder Telegramm angeben, sonst bekommen Sie keine Antwort; selbst wenn Sie auf der Post nachfragen oder nachfragen lassen, ob ein Brief an Graf Szihdischih da ist, wird man Ihnen antworten, es sei keiner da, wenn auch ein Brief an Graf Géza Zichy vorhanden ist; denn man wird Ihren Namen so lesen: Jehcza Czijji.“

Dieser kühldenkende Mann konnte unter Umständen auch sehr unvorsichtig, ja tollkühn sein. Im Jahre 1848 erfaßte ihn der allgemeine nationale Enthusiasmus; er, der Deutsche, schwärmte für den ungarischen Freiheitskampf. Er wurde Unteroffizier der Nationalgarde, trug die dreifarbige Kokarde und einen schweren Schleppsäbel. Außerdem ließ er die stark betrunkenen Gardisten aus allen Wirtshäusern nach Hause eskortieren. Er erwähnte oft in launiger Weise diese kleine Episode.

Den Winter 1873 verbrachte ich in Budapest, fast immer kränkelnd, deprimiert, arbeitsunfähig. Volkmann speiste täglich bei uns und beschäftigte sich auch musikalisch mit mir, in diesem Jahre allerdings fruchtlos. Im Frühjahr gingen wir auf mein Gut Tetétlen. Ich fing wieder an zu reiten, lief über alle Wiesen und erholte mich zusehends. Währenddem suchte Volkmann in Budapest eine neue Wohnung für mich. Meine Gattin sah aufs neue einem Familienereignis entgegen, die alte Wohnung wurde zu eng, und ein neues Nest mußte gebaut werden. — Volkmann schrieb mir vielleicht vier Dutzend Briefe in dieser Angelegenheit und nannte sich „Häusersensal". Er benahm sich als treuer, aufopfernder Freund, keine Mühe und Plage scheuend. Als ich ihm aber in der neuen Wohnung zwei Zimmer anbot, antwortete er: „Ich danke Ihnen herzlichst. Sollte ich die Wohnung beziehen, so dürfte kein Kniegeiger neben mir hausen, mag derselbe Servais, Piatti oder Gogela heißen!" (Gogela war mein treuer Sekretär, der erbärmlich kniegeigte.) Monatelang suchte ich ihn zu überreden, und schließlich bot mir Volkmann einen Zins für seine zwei Zimmer an. Das charakterisiert den feinfühligen, distinguierten Menschen.

Auf mein wiederholtes Drängen entschloß er sich, mich in Tetétlen zu besuchen. Unterwegs begegnete er auf der Eisenbahn einem Bekannten. Dieser fragte ihn, wohin er reise, und erhielt mit der Volkmann jederzeit charakterisierenden stoischen Ruhe die Antwort: „Ich fahre nach Debreczin, germanisieren." Nach seiner Ankunft ergingen wir uns im Parke und begegneten dem Gärtner, der wie gewöhnlich stark angeheitert war. Der sehr intelligente, leider dem Trunke ergebene Mann hieß Trunkhahn und hielt es als Deutscher für seine Pflicht, dem berühmten Landsmann eine

Blume zu überreichen. Ich ließ die Bemerkung fallen, daß er dies auch in einem anderen Zustand tun könne und gar kein Grund vorhanden sei, immer trinken zu müssen. Trunkhahn antwortete: „Oh, dafür habe ich drei Gründe: Erstens ist hier keine Gegend, zweitens ist das Wasser miserabel und drittens trinkt mein Gebieter nicht. Da muß ich doch für zwei saufen!“ Volkmann nickte mit dem Kopfe und sagte zu mir: „Der Mann hat recht.“

Auf die Dauer wollte Volkmann Unter-Ungarn gar nicht behagen. Er hatte sein Plösseliſches Fernrohr mitgebracht und fand keine Gelegenheit, dasselbe zu gebrauchen. Da saß er nun stundenlang im Garten und erprobte die Kraft seines Fernrohres an einer Silbermünze, die er auf die Erde gelegt hatte.

Bald verließ er uns wieder, und auch wir rüsteten uns zur Übersiedlung nach Graz, wo meine Gattin ihre Niederkunft erwarten sollte. Vor unserer Abreise erhielt ich folgenden Brief unter der Adresse: Dem berühmtesten der Tetétlener Kompositeurs, dem Ehrenmitgliede des Preßburger Kirchenmusikvereins und Pair von Ungarn, Herrn Grafen Géza Zichy in und auf Tetétlen.

Verehrter Freund!

Anbei übersende ich Ihnen eine interessante Lektüre, die Ihnen Gelegenheit verschafft, sich namentlich im Lesen der verschiedenen Schlüssel zu üben. Aus dem Buche ersehen Sie ferner, welch fleißiger Kompositionsschüler Beethoven gewesen ist. Es wäre gerade kein Unglück, wenn Sie das Buch ganz durchlesen; auch könnten Sie zur Abwechslung sich einmal versuchen in der Ausarbeitung von Tonsätzchen, wie die auf

Pag. 156—159 befindlichen sind. — Der Zustand meines Auges erlaubt mir nicht, dieses Briefchen zu verlängern. Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebenster

Robert Volkmann.

Im Mai verließen wir Tetétlen und trafen die Großmutter meiner Frau im Ofener Palais, schwer krank darniederliegend, an. Die herrliche Frau begann schon, den ungleichen und hoffnungslosen Kampf mit dem Tode zu kämpfen. Tieferschüttert nahmen wir Abschied von ihr und fuhren mit unserer kleinen Tochter nach Graz. Schon nach einigen Tagen suchte ich den dortigen tüchtigen Musiker Professor Thieriot auf und setzte bei ihm meine theoretischen Studien fort. Ab und zu sandte ich auch Volkmann meine Arbeiten, mit denen er nur sehr selten zufrieden war. Am 9. Mai korrespondiert er mit mir wieder in einer Wohnungsangelegenheit und bemerkt nach einem langen Satze: „Schlecht stilisiert, aber Euer Hochgeboren verstengen (verstehen) mich schon." Zum Schlusse seines Briefes schreibt er:

Hinsichtlich Ihrer musikalischen Studien möchte ich Ihnen den Rat erteilen: Suchen Sie sich in der Komposition möglichst selbständig zu machen, so daß Sie bei diesem Geschäfte recht bald keines Menschen mehr bedürfen. Zu diesem Ziele führt nur ein Weg: gründliche Studien, fleißiges Lesen; arbeiten Sie nicht bloß kontrapunktische Beispiele aus, sondern auch harmonische. Gewandtheit in der Stimmführung und im reinen Satze erleichtern das Komponieren, namentlich das Aufschreiben des Erfundenen, sehr bedeutend. Wollen Sie ab und zu — aber nur zu Ihrer Belohnung — etwas komponieren, so sollten Sie

kleine, schöne, einfache und solide Klavierstücke für die linke Hand schreiben, damit Sie als Klavierspieler allmählich ein Repertoire bekommen. Größere Gesangssachen sollten Sie auf spätere Zeiten verschieben. Das sind so meine einfältigen Ansichten.

Nun, dies ist später geschehen; ich mußte mir ja ein Repertoire schaffen, wenn auch diese Klavierstücke weder solid, weder schön noch einfach ausgefallen sind.

In Graz verbrachte ich angenehme Tage. Ich hatte mir Pferde mitgebracht, fuhr und ritt in der herrlichen Gegend herum und wunderte mich nicht wenig, daß diese unschuldige Beschäftigung den Zorn so mancher Dame erregte. Späte Jungfrauen und alte Damen drohten mir mit den Schirmen, und ich hörte wiederholt recht wenig liebenswürdige Worte, wie: „Der Narr, er will sich das Genick brechen, da reitet er mit seinem einen Arm herum, und zu Hause hat er Weib und Kind." Und wenn ich mein Pferdegespann lenkte, so schrien diese ängstlichen Damen nach dem Schutzmann.

Anfang Juni traf die so gefürchtete Trauernachricht ein. Die gute Großmutter war gestorben. Sie muß doch eine ungewöhnlich begabte Frau gewesen sein, da Volkmann in so warmen Worten sich ihrer erinnerte. Er schreibt am 6. Juni aus Ofen:

> Vorerst versichere ich Sie nebst Frau Gemahlin meines innigen Beileides ob des Todes der guten Großmutter. Wir müssen die Heimgegangene glücklich preisen: Sie hat nun ausgerungen und hinterließ bei allen, welche sie näher und ferner kannten, das Bild einer an Geistes- und Herzensadel reichen Persönlichkeit. Diese Bemerkung kann nun wohl nicht als Trost

gelten für die hinterlassenen Trauernden, aber wenigstens ein sehr wohltuendes Gefühl wach erhalten, welches den herben Schmerz zu mildern vermag.

Meine arme kleine Frau war durch den harten Verlust schwer getroffen. Bei den häufigen Reisen ihrer Eltern war es doch die Großmutter gewesen, die alle Kinder betreut hatte, und die kleine Melanie war ihr Liebling gewesen.

Ich beschäftigte mich mit strengen musikalischen Studien, schrieb eine Kantate „Dornröschen", die Volkmann unbarmherzig zerzauste, und entwarf eine größere poetische Erzählung in Versen mit dem Titel „Weg des Glückes". Dieser Weg hatte Glück, er führte mich in die Reihen der Mitglieder der Kisfaludygesellschaft.

Am 15. Juli 1874 beschenkte mich meine Frau mit einem großaugigen prachtvollen Mädchen. Mit ihm zog das Leben in mein Haus, die traurigen Augen meiner Frau erhellten sich, und ein süßes Lächeln glitt über ihr verklärtes Antlitz. Die Großeltern erschienen auch. Meine Mutter drückte das dicke Mädel an ihr warmfühlendes Herz, betrachtete die Händchen der Kleinen und prophezeite, Margarete werde vorzüglich Klavier spielen. Es ist auch so eingetroffen.

Volkmann, der treue Freund, teilte unsere Freude. Er schreibt mir schon am 17. Juli:

> Die heute durch Herrn Gogelas Mitteilung erhaltene Nachricht über die erfolgte glückliche Entbindung Ihrer verehrten Gemahlin schnellt mich auf, so daß ich, Geschäfte und Hitze vergessend, Ihnen spornstreichs meinen Glückwunsch zu Füßen lege; dieser Glückwunsch gilt natürlich an erster Stelle der Frau Gemahlin, die Schmerzen und Furcht gelitten hat, während Sie nur von der ersten Rangloge aus die Schmerzen und

Furcht der tragischen Heldin mitgelitten haben. Ich gratuliere ferner, daß das kleine Individuum groß ausgefallen ist (es scheint Ihnen nachgeraten zu sein) — so braucht es sich später beim Wachsen nicht so sehr anzustrengen.

Im ersten Bande meiner Erinnerungen erwähnte ich schon, daß Liszt und Volkmann sich niemals näher getreten sind. Sie waren zwei so verschiedene Individualitäten, daß sie sich nicht verstehen konnten. Trotzdem hat Liszt Volkmann anerkennend beurteilt. Er spöttelte wohl über seine Kaffeemaschine, seine Begabung aber und sein Wissen hat er stets verteidigt und hervorgehoben. Nicht so Volkmann. Der grimme alte Recke stürzte sich in wahrer Berserkerwut über Liszts Werke. In seinen Augen war Liszt ein Tempelschänder, der das Tabernakel der alten Form freventlich zertrümmerte. Da gab's keine Versöhnung. Was habe ich mich nicht geplagt, um diese zwei Männer zu versöhnen! Endlich gelang es mir, die beiden an meinen Mittagstisch zu locken. Liszt war liebenswürdig und heiter, ohne ironisch zu werden, Volkmann dagegen wortkarg und brummig wie immer. Ich sprach einen Toast, pries mich glücklich, zwei so große Männer an meinem Tisch begrüßen zu können und schloß mit den Worten: „Zum Heile der Kunst mögen sie sich immer nah und näher treten." Liszt erhob sein Glas und erwiderte: „Das will ich gern. Hätte Robert Volkmann nichts als sein B-moll-Trio geschrieben, so hätte er schon ein Anrecht auf die Bewunderung und Freundschaft eines jeden aufrichtigen Musikers." Die Gläser schlugen aneinander, ich hörte einen kurzen, hellen, klirrenden Ton — Liszt Glas zersprang, und der Champagner ergoß sich auf die Tafel. Volkmann lächelte und raunte mir ins Ohr:

„Der Komödiant!“ Der Teufel hatte gesiegt und legte seinen Schwanz zwischen diese zwei Männer.

Mehr Glück hatte ich mit einem anderen Versöhnungsdiner. Es war Anfang der achtziger Jahre, als Josef Joachim frühmorgens in mein Zimmer trat. „Helfen Sie mir, lieber Graf, ich bin in einer sehr schlimmen Lage,“ sprach der Meister und schien sehr erregt. „Sie wissen es ja, ich stand Liszt sehr nahe, doch später, mein Gott, wir dienten anderen Göttern. Und dann die vielen Ohrenbläser. Ich verließ ihn.“ — „Ich weiß es!“ sagte ich trocken. — Joachim fuhr mit seiner Hand über sein gekräuseltes braunes Haar und fragte mich zögernd: „Wird er mich empfangen? Da bin ich nun in Budapest, laufe um sein Haus herum und traue mich nicht hinauf. Ich möchte ihn sehen, den großen, bedeutenden und so guten Mann!“ Joachim sprach weich, in aufrichtiger, warmer Weise. „Er wird Sie gewiß empfangen, und morgen speisen Sie beide bei mir. Um Sie aber ganz zu beruhigen, kommen Sie sogleich mit mir. Ich werde bei Liszt vorsprechen und fragen, ob er Sie empfangen will. — Nein, nicht ‚will‘, aber wann er Sie empfangen ‚wird‘. Liszt versteht, vergibt und verschenkt alles!“ — Wir gingen in Liszts Wohnung. Joachim blieb im Vorzimmer. Als ich eintrat, saß mein lieber Meister an seinem Schreibtisch und schrieb. Ich trat langsam zu ihm und legte meine Hand auf seine Schulter. Er wandte sich um, schob seine Augengläser auf die Stirn und frug mich: „Was ist denn los, Géza, daß Sie schon so früh kommen?“ — „Ich bringe einen Büßer, den nur Sie freisprechen können!“ — „Ist schon geschehen!“ sprach der engelsgute Mann, „wer ist es denn?“ — „Er traut sich nicht herein, weil er sich dereinst an Ihnen vergangen hat!“ — Liszt lächelte.

„Wenn wir nur mit jenen Freunden und Bekannten verkehren wollten, die sich nicht an uns vergangen haben, so müßten wir Einsiedler werden — also wer ist's?" — „Josef Joachim!" — „Joachim!" rief Liszt freudig erregt, „Joachim! Ja wo ist er denn?" — „Hier," sprach ich und öffnete die Tür. Beide flogen sich in die Arme und hielten sich lange umschlungen. „Vergib mir, Franz!" sprach Joachim. — „Kein Wort darüber!" entgegnete Liszt und führte den großen Geiger zu seinem Kanapee. Den nächsten Tag speisten beide bei mir, und ich kaufte so starke Champagnergläser, daß man dieselben kaum mit der Faust hätte zerschlagen können.

Doch nun zurück zu Volkmann. Ich bemerkte, daß es ihn sehr unangenehm berührte, mich immer mehr und mehr in Liszts Zauberkreis verstrickt zu sehen. Er sprach zwar nie darüber, zog sich aber doch langsam von mir zurück. Unser Verhältnis blieb das alte, herzliche, aber der Verkehr beschränkte sich hauptsächlich auf jene Zeit, da Liszt nicht in Budapest war. Es war geradezu unmöglich, bei Volkmann und Liszt zu gleicher Zeit studieren zu können. Liszt wohnte in Pest, Volkmann in Ofen. Liszt wurde von hundert Menschen umringt, und es dauerte Stunden, bis ich mit ihm allein sein konnte. Erst dann wollte er sich mit mir befassen. Bei Volkmann bedingte jede Stunde Unterricht wenigstens drei Stunden Wartezeit. Da wurde Kaffee gekocht (nach seinen komplizierten Prinzipien), mußten Zeitungsausschnitte gefertigt, drei Kästen auf- und zugemacht, Noten geordnet, Zigarren ausgewählt und zum Trocknen vorbereitet werden. Dann erst ging es an das Durchsehen meiner Aufgaben. Bei Liszt mußte man mit seiner Umgebung, bei Volkmann mit ihm selbst Geduld entwickeln.

Meine engelsgute Frau hat sich auch darin üben müssen. Volkmann kam sehr selten pünktlich zum Speisen. Eine Stunde Verspätung war keine Seltenheit. Dann erschien er gewöhnlich mit der größten Ruhe und mit den gleichmütigen Worten: „Ich habe mich einige Minuten verspätet!“ Es ist mir gelungen, das Leben dieses so vortrefflichen Mannes in sichere Bahnen zu lenken. Im Jahre 1875 wurde er zum ordentlichen Professor an der Königlichen Musikakademie ernannt. Liszt war Präsident der Akademie und hat Volkmanns Ernennung auf das Wärmste empfohlen.

Im selben Jahre wurde ich zum Präsidenten des nationalen Musikkonservatoriums erwählt. Auf meine Gratulation antwortete Volkmann mit folgenden launigen Zeilen:

Verehrter Freund!

Für Ihre Kondolenz zu meiner Professorernennung übersende ich Ihnen hiermit meinen wehmütigen Dank und füge diesem meine Gratulenz dem neugebackenen Präsius gehorsamst bei als der ergebene

Robert Volkmann.

Budapest, 11. September 1875.

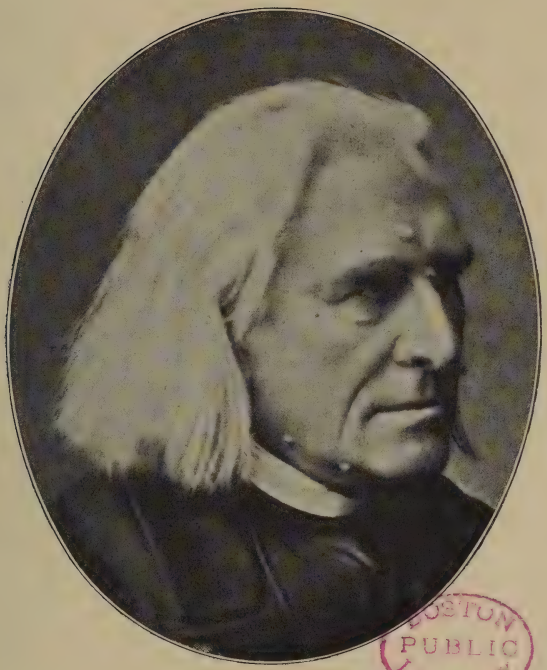
Volkmann war Professor. Es blieb ihm also zum Kaffeekochen und sich mit mir zu beschäftigen immer weniger Zeit übrig. Ich saß den halben Tag und die halbe Nacht bei Liszt. Volkmanns und meine Wege gingen deshalb auseinander. Nach der Abreise Liszts wollte ich die alten Beziehungen wieder herstellen, aber es ging nicht mehr. Als ich immer dringender meine Bitte vorbrachte, mein Haus nicht zu meiden, sagte er mir: „Ich muß mich von

der feinen Gesellschaft zurückziehen, sie kostet mich zu viel Zeit!" Erst in den letzten Jahren seines Lebens erschien er wieder bei meinen Kindern, beteiligte sich an ihren Gesellschaftsspielen, speiste mit ihnen, wenn ich abwesend war, und wurde ihr geliebter Freund. Der letzte Brief, den er mir schrieb, endete mit den Worten: „Hiermit empfehle ich mich dem Hause Géza Zichy und grüße Sie von Herzen als Ihr treu ergebener Robert Volkmann." Er starb eines leichten Todes im Dianabad. Was ich noch für sein Andenken tun konnte, ist geschehen. Die Sammlung für seinen Grabstein in Ungarn, Österreich und Deutschland hatte ein minimales Ergebnis. Da habe ich ihm zum Teile sein Grabmonument erspielt.

Franz Liszt

Mein lieber, lieber Meister! Die dichten Schleier der Zeit verhängen so manche Erinnerung. Von vielen einst wichtigen Ereignissen bleibt uns nur eine Stimmung übrig, und so manche Erregung und Leidenschaft löst sich wie ein verhallender Ton in unserer Seele auf. Menschen, denen wir einst begegnet, zittern nur in ihren Umrissen, wie schlechte Kinematographenbilder in unserer Erinnerung geisterhaft, schemengleich auf und nieder. Doch deine Gestalt steht vor mir, greifbar lebend, in ihrer ganzen großen Menschlichkeit und ungeschmälerten Totalität. Ich sehe dich vor mir. Dein Auge, mit der ungewöhnlich kleinen Pupille, blickte scharf und doch so liebevoll auf mich. Deine grauen Haare fallen in welliger Üppigkeit fast bis zu deinen Schultern nieder, die edle Stirn ist von einzelnen Furchen durchzogen, sie schlängeln sich in rundlichen, weiblich-weichen Linien von einer Schläfe zur andern. Deine schönen Hände mit den langgestreckten Fingern hast du in beide Hüften gestemmt. Dein Haupt steht hoch aufgerichtet auf dem männlichen starken Nacken, und ich höre dich stolz ausrufen: „Ich kann warten und meine Schultern sind stark." — So war er, der große, gute Mann, den ich immer „meinen grauen Jüngling" nannte. Liszt war wie eine Riesenorgel, mit hundert und abermals hundert Registern ausgestattet. Ein jedes Register, das man anzog, ließ eine neue Welt erklingen.

Über Liszts Nationalität wurde viel gestritten. Ein höchst müßiger Streit, denn jeder ist, was er sein will. Liszt war im Herzen ein Ungar, in der Liebe zur deutschen Musik ein Deutscher, in seinen Umgangsformen und seiner literarischen Kultur Franzose, in seinen aristokratischen und


BOSTON
PUBLIC
LIBRARY

Franz Liszt
1881

konservativen Ansichten Engländer und in der bildenden Kunst Italiener. Er war eben alles, was ein Mensch nur sein kann. Liszt wird uns im Laufe der Zeit immer größer erscheinen. Als er noch auf Erden wandelte, haben wir ihn bewundert, jetzt schon müssen wir ihn anstaunen. Wir staunen über die Größe seiner Werke, die viele nicht kannten, nicht kennen konnten und nicht kennen wollten. Und doch, wenn man mich früge, was war Liszts größte Eigenschaft und größter Wert, so würde ich nicht seine unvergleichliche Virtuosität, sein bahnbrechendes Kompositionstalent, seine Genialität als Kapellmeister und Lehrer nennen, sondern die Hoheit und Größe seiner Seele. Diese Seele hat alles veredelt, verklärt, was nur in ihren Zauberkreis geriet, den Menschen und selbst die Kunst. Liszt war nie kleinlich und alltäglich, hoheitsvoll in der Kunst, in der Freundschaft, in den seltenen Anwandlungen des Zornes, und vor allem in seiner Milde. Apostolische Güte und Nachsicht waren seine größten Tugenden. Ihre Durchlaucht Frau Fürstin Marie Hohenlohe-Wittgenstein schrieb mir einige Tage vor der Liszt-Zentenarfeier: „Liszts einfache, aufrichtige Bescheidenheit verdunkelte öfters den Glanz seiner großen Persönlichkeit. Viele wissen es erst jetzt, wie unvergleichlich gut Franz Liszt gewesen." Dieser so gute Mensch hatte trotzdem den Mut der stärksten Männlichkeit. Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde er zu einem Hofkonzert in die Wiener Burg eingeladen. Der Polizeichef Graf Sedlnitzky erkundigte sich bei allen österreichischen Gesandten jener Städte, wo Liszt gespielt hatte, „ob er ein sicherer und anständiger Mann wäre." Die Relationen waren gut, trotzdem hegte Sedlnitzky noch schwere Bedenken. Im Laufe des Konzertes hatte Liszt den Mut, den Rákóczymarsch, diese

feurige Freiheitshymne, zu spielen. Der ganze Hof war vor Schrecken starr, Sedlnitzky selbst erbleichte. Die Fama erzählt, daß der junge Kaiser eine Wiederholung verlangte und lächelnd zu Liszt gewendet sprach: „Ich habe so selten Gelegenheit, diesen schönen Marsch zu hören.“ In jener Zeit führte dieser schöne Marsch jeden, der ihn öffentlich spielte, mit Sicherheit auf acht Wochen in den Arrest.

Es kann nicht meine Absicht sein, Liszt als Komponisten, Virtuosen, Schriftsteller, Orchesterdirigenten und Lehrer zu würdigen, diese Vielseitigkeit seines großen Talents ist ja voll beleuchtet und gewürdigt worden, es gehört der Musikgeschichte an. Ich will nur über Liszt als Komponisten ungarischer Musik sprechen.

Der Urquell der ungarischen Weisen ist das Volkslied, der liederreiche Mund des Volkes. Diese Quelle fließt nicht mehr so reichlich wie in früherer Zeit, sie ist aber nicht versiegt. Immer tauchen noch neue Lieder auf, die weder der Zigeuner noch der geschulte Musiker geschaffen hat. Ein verliebter Bauernknecht summt eine Melodie, ein dralles, schelmisches Bauernmädchen, das neben ihm Garben bindet, improvisiert den Text dazu. Es entsteht ein Volkslied, das von Dorf zu Dorf fliegt, vorausgesetzt, daß es gefällt. Ein Mord wird begangen, ein Selbstmord bemächtigt sich der Phantasie des Volkes. Sogleich entsteht eine Weise, bei den Széklern in Siebenbürgen sogar oft in ergreifender Balladenform, wie die folgenden Beispiele[1]) zeigen:

Das Weib des Räubers

Gar oftmals ich Vater und Mutter beschwor,
Mich nimmer zu führen zur Alpe empor,
Zur eisigen Alpe, zum Räuber ins Haus.

[1]) Nach meiner freien Übersetzung.

Auch jetzt dort am Kreuzweg die Wache er hält,
Verkauft seine Seele um elendes Geld.
Bin's satt, alle Morgen so früh aufzustehn,
Im dämmernden Zwielicht zum Flusse zu gehn,
Zu waschen, zu waschen in bläulicher Flut
Die gräßlichen Laken, die Laken voll Blut!
„Was weinst du denn immer, du störrisches Weib?"
„Ich wein' nicht, ich sorgte in Küche und Haus;
Der Rauch nasser Eichen trieb Tränen mir aus."

Die drei Waisen

„Wohin wandert ihr drei Waisen?" —
„In weite Ferne, um zu dienen!" —
„Wandert nicht, ihr armen Waisen,
In weite Fremde, um zu dienen.
Will euch nun drei Gerten holen,
Schlagt damit des Kirchhofs Boden." —
„Steh auf, Mütterlein, behende,
Denn zerlumpt sind Kleid und Hemde." —
„Kann nicht aufstehn, meine Waisen,
Bin versperrt in Holz und Eisen;
Stiefmütterchen wird euch hegen,
Hüten, warten, liebreich pflegen." —
„Daß uns Gott vor ihr bewahre!
Unkraut sind ihr unsre Haare.
Eilt sie, rasch den Kamm zu holen,
Rinnt gleich Blut bei unsren Sohlen,
Und beim Brot, beim kleinsten Stücke,
Hat sechs Teufel sie im Blicke."

(Ein gefallenes Mädchen wird von ihrem Verführer verlassen.)

Im Siroker Wald

Draußen im Siroker Wald
Zarte Knospen blühen,
Dort, ah! gibt's ein Leben froh,
Dorthin laß uns ziehen!
Und ich ging hinaus zu dir,
Kam wohl auch zurücke,
Doch sie hatten uns erspäht,
All die bösen Blicke.
Alle sagen, du wärst schlecht,
Wärest nie zu finden.
Jüngst erst traf der Hüter dich
Auf verbotnen Gründen.

Hätt' nur Gott geschlagen mich
Vor dem sünd'gen Wagen,
Dich gesegnet, Teurer du,
Mich allein geschlagen!
Nun hat Gott geschlagen mich
Zum Gespött der Frauen,
Kann ja meiner Mutter nicht
Mehr ins Auge schauen!
Gott, mein Gott, warum hast du
Mich so sehr verlassen?
Ein zwei Ellen langes Band
Kann mich nicht umfassen.

Ach, ich hab's gebüßt, gebüßt,
Mehr, als ich einst glaubte.
Meine Haare schnitten sie
Mir vom armen Haupte.
Meine Ehre raubten sie.
Bin doch keine Dirne,
Hab' dich überaus geliebt,
So wahr Gott mich schirme.
— — Schirme mir mein armes Kind,
Schirm das liebe, reine,
Schirm das Kind — das deine!

Die schönste Blume

Drei Blumen, drei Blumen, sie standen am Feld,
Kornblümchen, das schöne, solch Rede nun hält:
„Bin schöner als je eine Blume noch war,
Man pflückt mich, man trägt mich zum Kirchenaltar
Und spricht: Das ist der Leib Jesu Christi."

Weinblüte dagegen solch Rede nun hält:
„Die schönste der Blumen bin ich auf der Welt,
Man pflückt mich, man trägt mich zum Kirchenaltar,
Man schenkt mich ins Glas, bringt als Opfer mich dar
Und spricht: Das ist das Blut Jesu Christi."

Die Nelke zur Antwort solch Rede nun hält:
„Die Blüte, die meine, am besten gefällt.
Nein, schönere Blume hat niemand geschaut.
Am Tage der Hochzeit, da küßt mich die Braut
Und eilet mit mir zu des Göttlichen Haus
Und heftet zum Hut des Geliebten den Strauß."

Welch bilderreiche Phantasie offenbart sich in dem Lied:

Der Müllerbursch

Abends bei den Spinnerinnen,
Früh des Morgens in der Mühle
Treib' ich mit dem lieben Burschen
Meine Scherze, meine Spiele.

Wenn nur ohne trübes Dämmern
Bald das Frührot möchte scheinen,
Wenn die Liebe mich auf ewig,
Ach, auf ewig wollt' vereinen
Mit des Müllers Burschen!

Wenn bei allen Mühlenrädern,
Die sich auf der Erde drehen,
Eins der Räder stets aus schwerem,
Edlem Golde wär' zu sehen,
Und das andre wär' von Silber,
Würd' in echten Perlen rauschen,
Münzen streuen rings am Boden,
Wollt' sie alle nicht vertauschen
Mit des Müllers Burschen.

Wenn die großen Meereskessel
Lauter Tintenfässer wären,
Und die Wellen drin, die hohen,
Lauter schwarze Tinte wären,
Wenn die Halme rings auf Erden
Lauter Federkiele wären,
Und die Sterne lauter Schreiber,
Und die Schreiber ewig schrieben —
Könnten's doch nicht fertig kriegen,
Zu beschreiben all mein Lieben
Mit des Müllers Burschen.

Diese Gedichte sind älteren Ursprungs. Es ist mir nicht gelungen, die authentischen Melodien aufzufinden. In einzelnen Bruchstücken wären sie vielleicht noch zu ermitteln.

Das ungarische Volkslied ist überaus reichhaltig, reich an Formen, an Rhythmen und an Mannigfaltigkeit der Tempi.

Liszt kannte das ungarische Volkslied mit all seinen Vorzügen und Fehlern. Er erweiterte die ursprünglichen kurzatmigen acht, manchmal auch zwölf Takte der Volksmelodie zu großen Formen, gab ihr harmonische Feinheit,

musikalischen Gehalt, ja erhob sie zu symphonischer Höhe in seinen unsterblichen Rhapsodien. Beim ersten Auftreten des Motivs behält er einige Takte hindurch die ursprüngliche Melodie und Harmonie, doch gar bald beginnen seine Zauberkünste. Das Motiv wird vergrößert, verkleinert, polyphonisch aufgearbeitet, mit allen Reizen der Harmonik geschmückt, und doch erkennen wir unser pausbäckiges, glutäugiges Bauernmädel in den Kleidern und dem Purpurmantel einer Königstochter. Die Melodie des ungarischen Volksliedes steht oft in krassem Widerspruche zu den Worten, wahrscheinlich, weil der Text nicht selten von einer zweiten Person unterlegt wurde. In der „Heiligen Elisabeth" hören wir mit aufrichtiger Freude das dramatische mächtige Motiv der Königstochter erklingen und ahnen nicht, daß der Text dieses Volksliedes so lautet: „Ich habe heute nichts anderes gegessen als Schwarzbrot und Rettich." Ich betone es nochmals, daß das Volkslied die Quelle unserer Musik ist. Dieses Lied ist alt, erwähnt doch Bischof Gerhard nahe vor tausend Jahren, daß ein Ungarmädchen an einem Brunnen wunderschöne Lieder sang. Das Volkslied wird zum kirchlichen Lied, das Volkslied wird vom Troubadour für seine Zwecke umgemodelt, das Volkslied wird an den Höfen der Arpaden von den Hoffängern gesungen, und endlich wird das Volkslied vom Zigeuner *instrumentiert, nicht geschaffen*. Es waren und sind vereinzelte Zigeuner, die ungarische Weisen komponiert haben. Die ungarische Musik aber haben sie nicht geschaffen, nicht aus Ägypten mitgebracht; die haben sie hier gefunden. Sie haben an den Höfen der Arpaden nie gesungen, sie haben nicht die kirchliche Musik gepflegt, sie haben nicht einmal ausschließlich die Instrumentalmusik an den Höfen der Magnaten besorgt. Ich

schließe einige Strophen meines Gedichts an, das ich einst über die ungarische Musik schrieb:

Hadur, der alte Gott, ist tot.
Der Herr ist Jesu Christ,
Den lobt mit heimischem Gesang
Der fromme Organist.
Marienlieder singen sie
In rhythmischem Gebraus,
Und ihre eigne Weise zieht
Ins junge Gotteshaus.
Zu Stab und Schwert und Fiedel greift
Der freie Troubadour
Und schweift dahin durchs Ungarland
Durch Heide, Wald und Flur.
Von Liebe viel, noch mehr von Krieg
Ertönt's in Hütt' und Schloß,
Zum Minnekampf, zum ernsten Streit
Begeisternd Herrn und Roß.
Das Lied wird klagend, ernst und rauh,
Fast wie ein Stoßgebet,
Mit dem ein halberwürgtes Volk
Zu Gott um Gnade fleht.

Doch mild're Zeiten kehren ein,
Dem Pfluge weicht das Schwert,
Da legt das Lied die Rüstung ab
Und grüßt des Friedens Wert.
Der Hirt, der Bauer singt heraus
Aus treuer Menschenbrust,
Was mild ihn die Natur gelehrt,
Was ihm an Glück bewußt.
Er singt, was jeder einmal fühlt,
Das alte heil'ge Lied,
Das wohl schon manches tausend Jahr
Durch unsre Seelen zieht.
Und sieh, vor ihm ein toller Kauz
Mit einer Fiedel steht,
Der Ungar weiß es nicht, woher,
Der nicht, wohin er geht.
Ägyptens brauner Wüstensohn
Hat sich zu ihm gesellt.
Und wo er singt, spielt jener frisch
Und trägt es durch die Welt.
Auf seiner Fiedel nimmt er mit
Des Volkes bestes Gut.
Und was von ihren Saiten strömt,
Das geht in Mark und Blut.

Liszt hat den ungarischen Liederschatz gehoben und der ganzen gebildeten Welt zugänglich gemacht. In seiner Instrumentation gebraucht er so manche Eigentümlichkeit des Zigeunerorchesters, wie das Nachschlagen der Bässe, die Melodie umspielenden Nebenmotive, das ad libitum der Violinen und manches andere. Und doch waren diese Rhapsodien nur Staffeln, auf denen er zum höchsten Gipfel der nationalen Kunst emporstieg. Die Hungária-Symphonie

und die Krönungsmesse bedeuten die höchste Ehrung, die ein Künstler seiner Nation erweisen kann. Ungarn hat nicht Blumen genug, um so viel Kränze winden zu können, als sein Andenken verdient.

Wenn wahre Herzensbildung den Gehalt, den Kern der Heiligkeit bilden, so war Franz Liszt ein Heiliger. Ein weltlicher liebenswürdiger Heiliger. Opferfähig, immer zu helfen bereit, ohne Rachsucht, jede Unbill vergessend, einer der alleredelsten menschlichsten Menschen, die je auf Erden gewandelt sind. Streng gläubig und tolerant und nicht zu jenen Katholiken gehörend, die zuweilen auch wenig christlich sein können. Sein Edelmut, seine Herzensgüte waren noch größer als sein Genie. Er konnte keine Bitte abschlagen. Er empfahl jedermann; dadurch verloren leider auch seine Empfehlungsschreiben manchmal an Gewicht. Immer in der heißen Atmosphäre des ewig Weiblichen lebend, brachte ihn seine Herzensgüte und unvergleichliche Höflichkeit in den Ruf eines Don Juan, was er in Wirklichkeit gar nicht war. Er sagte mir: „Wenn Damen überaus zuvorkommend sind und die Männer standhaft bleiben, so müssen sie brutal oder lächerlich sein. — Beides fällt schwer." Er liebte den Glanz, das Prunkhafte, und doch war seine Lebensweise möglichst einfach und bescheiden. Ich speiste ja Monate durch bei ihm, das Menu bestand aus Pörkölt, gekochtem Gemüse, Obst und Käse. Er trank beim Speisen wenig. Sein Lieblingsgetränk war leichter Ungarwein und leider — der Kognak. Er trank tagsüber schluckweise, doch ich kann es bezeugen, daß ich ihn nie in einem seiner Person unwürdigen Zustande gesehen habe. Starke Weine trank er niemals. Als ich ihm Bakatorweine aus den Jahren 1827 und 1834 verehrte, sagte er mir: „Mein lieber Géza, der

ist stärker als Wein und doch schwächer als Kognak; ich müßte sehr wenig trinken, um den Tischwein zu ersetzen und sehr viel, um den Kognak entbehren zu können."

Er war ein Frühaufsteher; schon um 6 Uhr, spätestens um 7 Uhr ging er in die Kirche. In kältester Winterzeit im Frühlingsüberzieher und einem Plaid, den er auf der Erde nach sich zog. Er rauchte viel, hauptsächlich kohlschwarze italienische Zigarren, meistens nur zur Hälfte, an der anderen Hälfte kaute er stundenlang. Des Nachts schlief er wenig; er ging im Zimmer auf und ab und setzte sich zuweilen zum Klavier oder schrieb. Die mangelnde Nachtruhe brachte er in einem Nachmittagsschläfchen, eineinhalb bis zwei Stunden, ein. Liszt war heiterer Natur und guter Dinge, doch manchmal litt er an schweren Melancholien. Das Elend seiner Nächsten und der Menschenjammer konnten ihn sehr wehmütig stimmen. Er muß mich wohl recht lieb gehabt haben, daß er mir gegenüber seinem Schmerz immer Ausdruck gab. Er konnte nie über seinen früh verstorbenen Sohn Daniel ohne Tränen im Auge sprechen. „Das war der größte Schmerz meines Lebens," sagte er mir. Liszt war öfters zerstreut. Wenn ihm ein Gedanke durch den Kopf fuhr, so blickte er hinauf zur Zimmerdecke und fing mit einem seiner langen Finger den Takt zu schlagen an.

Eines Morgens rasierte ihn sein Diener Spiridon. Liszt erhob die Hand und fuhr mit einem Finger in das Rasiermesser, sich ziemlich stark verletzend. Seine Geduld war wirklich oft übermenschlich. Einmal traf ich ihn an seinem Schreibtische komponierend. Vor dem Fenster spielte ein Drehorgelmann. „Ja, um des Himmelswillen, warum jagen Sie den Mann nicht fort?" fragte ich den Meister

ungeduldig. Lächelnd sagte Liszt: „Er spielt schon seit zwei Stunden, aber ich will ihn nicht kränken.“ Darauf erhob er sich, öffnete das Fenster, warf einen Silbergulden hinunter und sprach: „Lieber Kollega, Ihre Musik gefällt mir ganz gut, Sie haben Rhythmus und drehen mit Gefühl, aber ich komponiere eben eine Melodie, die mit der Ihren nicht zu vereinigen ist — bitte, hören Sie nur auf, bis ich fertig bin; wenn Sie das nächstemal wiederkommen, spiele ich Ihnen das Stück vor, und wenn es Ihnen gefällt, lasse ich Ihnen eine neue Walze daraus machen!“

Eines Tages saßen wir beim schwarzen Kaffee, und man meldete einen Herrn, der sich Liszt gegenüber schwer vergangen hatte und ihn auch materiell sehr schädigte. „Sie werden ihn doch nicht empfangen, lieber Meister!“ sagte ich. „Gewiß, ich habe ihm ja längst verziehen.“ Der Mann trat ein, Liszt umarmte ihn und sprach lächelnd: „Das ist der größte Lump in ganz Europa, aber ein lieber Kerl.“

Es gibt Tote, die im Bewußtsein und der Phantasie der Menschheit immer lebender werden — solch ein Mensch war Franz Liszt.

Eines Tages, als ich bei Liszt speiste, fragte ich ihn, warum er kein Tagebuch führe — „Es ist hart genug, das Leben abzuleben, wozu soll man all den Jammer noch aufschreiben, es würde doch nur so aussehen, wie das Inventar einer Folterkammer.“ Diese Worte verstehe ich erst heute. — Damals war ich so jung, so glücklich, nicht lebensmutig, ich war lebenstollkühn. Ich fing an, ein Tagebuch zu führen und dachte mir in erster Linie meinen Verkehr mit Liszt zu fixieren, etwa so, wie Eckermann es mit Goethe getan. Leider sind es nur einige Blätter geworden, die ich hier anschließe.

Ofen, den 21. Februar 1875.

Heute habe ich eine hochinteressante Stunde erlebt — Liszt speiste bei uns mit dem Grafen Albert Apponyi und dem Komponisten E. von Mihalovics. Nach dem Diner zeigte ich ihm meine Erlkönig-Transkription. „Ja, wie spielen Sie denn dieses Teufelszeug?" Liszt setzte sich ans Klavier und markierte das Stück mit der linken Hand. Als er aufstand, nahm er mich beim Kragen und drückte mich auf den Sessel. „Nun, Géza, das will ich hören." Mihalovics blätterte um, und ich spielte das Stück, so gut ich es konnte; denn ich hatte es noch nicht sicher in der Faust. „Famos, famos!" sprach der große, nachsichtige Mann, „Ihre Fertigkeit ist bewunderungswürdig!" Diese Stunde war für mich entscheidend. Als meine Gäste fortgingen, setzte ich mich an den Ofen und starrte in die Glut. Es fiel mir all die übermenschliche Arbeit ein, die mich dies Stück gekostet hatte, und ein Gefühl der Trauer schlich sich in mein Herz. Ich dachte: Wozu all dies Streben, du wirst ja vergessen sein, ehe du bekannt wirst. Wieviel mehr könntest du leisten, wenn dich das Gebrause des Erfolges umfluten würde! Vergebens, vergebens! Eine kleine, weiche Hand legte sich auf meine Schulter. Meine Frau fragte mich: „Was fehlt dir?" Ich habe ihr nie etwas verhehlt. Ich sagte ihr alles. Ruhig blickte sie mir ins Auge und sprach mit etwas zitternder Stimme: „Du wirst in die große Welt gehen, kehre aber immer zu uns zurück."

Budapest, den 10. Dezember 1876.

Liszt speiste mit Mihalovics bei uns. Wir waren in der lustigsten Stimmung. Nach dem Speisen erwähnte ich, daß eine Aufführung der Heiligen Elisabeth mein Herzens-

wunsch wäre. Liszt riet entschieden ab. „Sie würden nur Unannehmlichkeiten erleben, außerdem auch Defizite bezahlen. Ich warne Sie, lieber Géza!" Ich erwiderte hierauf, daß ich die Vorarbeiten schon begonnen habe und zwei Sitzungen im Konservatorium abgehalten hätte. „Das bedaure ich aufrichtig; denn hier in Pest kommen die Leute nur darum zusammen, um sogleich wieder auseinander zu gehen." Ich projektierte auch die Gründung einer Musikzeitung. Liszt unterstützte dies Projekt auf das wärmste. Nun setzte sich Liszt an das Klavier und spielte die dritte Leonoren-Ouverture. Er spielte sie geradezu unvergleichlich. Als ich ins Nebenzimmer trat, fand ich meinen Getreidesensal an der Tür kniend. „Herr Graf," sprach er, „was hab' ich gehört? War es wert bare fünfzig Gulden, war es wert hundert und einen Gulden?" — „Warum der eine Gulden?" fragte ich. „Weil ich hab' gesehen fliegen seine Finger und seine Haar' durch die Türspalt'."

Budapest, den 21. Dezember 1876.

Von einer Jagd heimkehrend, fand ich Liszt recht leidend und zu Bette. Beim Verlassen seines Wagens war er ausgeglitten und zu Fall gekommen. Er hatte sich den rechten Arm und an einem Eckstein die Brust aufgeschlagen. Er empfing mich in heiterster Laune. Ich bemerkte aber zu meinem größten Leidwesen, daß er schwer atme. „Es ist nichts," sprach er lächelnd, „eine kleine Kontusion des rechten Armes. Ich würde mich schämen, vor dem Klassiker der einen Hand zu klagen." — „Schonen Sie sich, lieber Meister, ich kann Sie nicht leiden sehen." — „Ich leide ja nicht," sprach er und biß sich vor Schmerz in die Lippen. „Sprechen wir von etwas anderem. Wo waren Sie die

ganze Zeit?" — „Ich war auf der Jagd, schoß Hasen und Füchse und lief tagelang im kniehohen Schnee querfeldein." Liszt blickte mich überrascht an. „Sie jagen noch mit Ihrer einen Hand, haben Freude an diesem harten Vergnügen?" — „Lieber Meister, wer nur eine Hand besitzt, muß stark werden, um unabhängig sein zu können. Es ist erniedrigend für einen Mann, auf fremde Hilfe angewiesen zu sein, ich brauche keine, ich bediene und wehre mich selbst."

Budapest, den 22. Dezember 1876.

Als ich heute morgen sorgenschweren Herzens zu Liszt kam, fand ich ihn schon aufgestanden und lustig und guter Dinge. Seine kräftige Natur hat im Verlaufe einer Nacht über sein Unwohlsein gesiegt. Wir sprachen über Kunst und Künstler. Unter anderem erwähnte Liszt, daß es gar kein Vorteil für den Künstler ist, als Aristokrat geboren zu sein. „Man glaubt ihm nicht, daß es ihm ernst um die Kunst sei, und der Vorwurf des Dilettantismus bleibt an ihm kleben wie die Harpyie am Nacken des Negers. Wenn ein Aristokrat anständige Werke schreibt, so kann es ihm ja durch seine Konnexionen gelingen, eine Aufführung zu erleben, er kann leichter drankommen, wird aber schwerer durchkommen."

Da trat Kornél Abrányi ein und erzählte in höchster Aufregung, daß die Serben aus der Belgrader Festung auf einen unserer Monitore geschossen haben. Liszt erwähnte lächelnd, daß ihm auch dergleichen passiert sei. „Als ich bei schwerem Wetter, von Gibraltar kommend, in einen kleinen spanischen Hafen einlief," sagte er, „wurde unser Schiff beschossen. Es war ein Mißverständnis ohne traurige Folgen. Man hat uns gefehlt. Als der Hafen-

kommandant erfuhr, daß ich auch an Bord war, machte er dem Kapitän Vorwürfe, warum er nicht die Flagge ‚Souverän an Bord' gehißt habe." Später sprachen wir über russische Musik. „Die Russen sind uns Ungarn in mancher Hinsicht überlegen," sagte Liszt. „Ihre nationalen Weisen haben nicht die rhythmische Kraft und Vielseitigkeit des ungarischen Volksliedes. In den Kunstformen sind sie aber vorgeschrittener. Es gibt noch keine Schule in Rußland, jedoch eine Gruppe von Talenten, die viel verspricht. Die Musikkultur in Ungarn ist im Entstehen begriffen, wir haben sehr viel Talente, aber um so weniger Fleiß und Ausdauer. Franz Erkel ist ein sehr großes Talent, leider hat er aber in seinen Opern keinen einheitlichen Stil. Ich habe seine Hunyadi-Ouverture zu wiederholten Malen in Paris dirigiert, ohne jedoch die Oper durchbringen zu können."

Liszts Diener meldete uns den Todesfall eines Bekannten. Der Meister wurde ernst. „Ja, das ist das größte Problem, das prometheische Rätsel, das nur der Glaube lösen kann. Die letzte Szene unserer Lebenstragödie finde ich gar so empörend. Die Verwesung ist ekelhaft. Ich traue es mich kaum auszusprechen, da meine kirchliche Obrigkeit mich verurteilen würde, und doch wünsche ich, daß man meinen Körper verbrennen möge. Wir sind das uns und unseren Mitmenschen schuldig. Wenn wir anständig gelebt haben, so sollen wir auch anständig vernichtet werden!"

Ich antwortete, mir sei es ganz einerlei, da ich mich für meine abgelegten alten Kleider gar nicht interessiere, außerdem sei ich ja schon einmal zum Teil begraben worden. Es ist gar nicht unangenehm.

Budapest, den 26. Dezember 1876.

Liszt und Baron Augusz speisten bei uns. Während des Diners erwähnte Liszt, daß er als Knabe auch auf die Jagd gegangen sei. Ja, sogar Beethoven sei ein Jäger, aber ein höchst gefährlicher, gewesen, er habe immer und auf alles schießen wollen, und sei dadurch der Schrecken der ganzen Jagdgesellschaft geworden. „Als ich beim Fürsten Esterhazy speiste," fuhr Liszt fort, „erzählte mir dieser einige Jagdstückchen Beethovens und wendete sich lachend zu einem seiner alten Leibjäger, ihn im ernstesten Tone fragend: „Hatten Sie die Ehre, von Herrn von Beethoven angeschossen zu werden?" — „Zu Befehl, Euer Durchlaucht! Ich trage heute noch seine Schrote als heiligstes Andenken im Leibe." Der Fürst fragte streng: „Wo?" — „Mit Respekt zu melden, unter dem Rücken, hinten!" war die Antwort.

Das Gespräch sprang auf das Ballett über. Ich bemerkte, daß ich noch keiner Tänzerin begegnet sei, die auf mich einen künstlerischen ästhetischen Eindruck ausgeübt hätte. Heute bin ich ganz anderer Meinung. Ich habe tiefe künstlerische Eindrücke von Tänzerinnen, ja sogar von Tänzern erlebt. — Liszt erwiderte lächelnd: „Vielleicht fehlt uns beiden der notwendige Sinn dafür. Ich habe so viel vorzügliche Männer gekannt, die für die Tanzkunst schwärmten, daß ich meine Stumpfheit mir selbst zuschreiben muß. Im übrigen ist es ja immer ein hübscher Anblick, wenn eine schöne Frau in einem Kleide vor uns erscheint, das oben zu spät anfängt und unten zu früh aufhört!" Mit einer gewagten Pirouette hüpfte unser Gespräch vom Ballett zur spanischen Inquisition. Baron Augusz fragte in sehr naiver Weise, ob denn die Greueltaten der In-

quisition überhaupt wahr wären. In der l'histoire ecclésiastique seien sie ja überhaupt nicht erwähnt. Liszt sagte: „Was man nicht leugnen kann, soll man verschweigen, außerdem lassen sich Lügen leichter beschönigen als Wahrheiten. Im Schatten des Kreuzes ist viel Unrecht begangen worden, ich aber hoffe auf die Regeneration der katholischen Hierarchie. Möglicherweise werden einmal die heiligen Lehren aus Jerusalem verkündet und die goldstrotzenden Gewänder der Priester mit den einfachen Mänteln der Fischer von Genezareth vertauscht werden. Die Kirche aber wird bestehen bis ans Ende der Welt!"

Wir gingen ans Klavier, und ich spielte einige meiner Etüden vor. Liszt machte seine Bemerkungen und riet mir, sechs Etüden verlegen zu lassen. Diese sind später mit einem Vorwort Franz Liszts in Paris bei Heugel erschienen. Die Übersetzung derselben lautet:

> Lieber Graf! Die aufrichtige Freude, mit der ich Ihre Etüden für die linke Hand allein gehört und gespielt habe, lassen mir Ihre Widmung desto angenehmer erscheinen. Sie sind von gutem Geschmack, gutem Stil und sogar effektvoller als viele Kompositionen, die man mit zwei und vier Händen spielen hört. Zum Zeichen meines Dankes für Ihre freundschaftliche Widmung verehre ich Ihnen die Transkription Ihres brillanten und scharmanten „Adelenwalzers" zum Gebrauch der bimanen Klavierspieler, und bitte Sie, mich immer zu betrachten als Ihren Ihnen zugetanen und ergebenen
>
> Franz Liszt.
>
> Budapest, den 20. Februar 1877.

Wegen meiner Etüden schreibt mir Liszt noch folgendes:

Lieber, gütiger Freund!

Die sechs Etüden, mit deren Widmung Sie mich freundschaftlich geehrt haben, sind angekommen. Heugel hat den Verlag gewissenhaft besorgt, so daß kaum einige Kleinigkeiten zu korrigieren bleiben. Die zwei Titelblätter mit ihrer schönen Einrahmung sind geschmackvoll, weder auffallend noch zu einfach. Ich habe diese scharmanten Etüden nochmals gelesen und bin überzeugt, daß Ihr Erfolg sich crescendo heben wird, je mehr Sie bekannt werden und anständige Interpreten finden. Da mir Heugel einige Exemplare sandte, habe ich mich beeilt, diese an fähige Pianisten weiterzugeben, die imstande sind, dem Werk in Salon und Konzertsaal Geltung zu verschaffen. Ich sandte Exemplare an Frl. Vera Timanoff und Herrn Zarembski, zwei Künstler, die sich über das Niveau des Durchschnittes erhoben haben, ein drittes erhielt Herr Musikverleger Kahnt, dem Sie den deutschen Verlag der Etüden anvertrauen sollten. — Noch einmal, lieber Freund, will ich Ihnen versichern, daß Ihre Etüden sehr vornehm sind und beim Publikum auf sicheren Erfolg rechnen können.

Ihr Brief spricht von schweren Heimsuchungen, die Sie zu ertragen haben, doch die Erfahrung hat mich davon überzeugt, daß nur die Einfältigen in dieser Welt des Jammers und Leidens an ein dauerndes Glück zu glauben vermögen. „Militia est vita hominis“ (Job). Seien Sie guten Muts, sehr lieber Freund. Auf Wiedersehen in Budapest im November!

Herzlichst der Ihre F. Liszt.

30. Juli 1877, Weimar.

Als ich am 30. Januar 1876 Liszt besuchte, hielt er das Buch Arnold Ruges „Religion des Zweiflers" in Händen. „Sie haben mir da ein interessantes Buch gesendet, lieber Géza," sagte er, „seine Tendenzen stehen aber in Widerspruch mit den Ansichten meiner kirchlichen Obrigkeit, und wie Sie wissen, hat ja jede Obrigkeit immer recht." Er lächelte und gab mir ein Buch De Maistres. Es sei vernünftig geschrieben und sehr beruhigend. Dann ging der große Mann zum Fenster und blickte längere Zeit hinaus. Es war dunkler Nachmittag und einzelne Schneeflocken trieben die Straße entlang. Plötzlich trat er auf mich zu, nahm mich bei der Hand und sprach mit sehr weicher Stimme: „Das Jahr geht zu Ende, man muß auf alles gefaßt sein, wer weiß, ob ich noch eins zu leben habe. Ich möchte eine Bitte an Sie stellen: Bleiben Sie mir auf dem kurzen Wege, den ich noch zu gehen habe, mein Freund!" Stürmisch umarmte ich den großen Mann und nickte nur bejahend mit dem Kopfe. Er hat mich verstanden und mir geglaubt. Es wurde immer dunkler im Zimmer, ich saß neben ihm, und er sprach über Kunst, Menschenelend, Politik, Religion, Geschichte, sprach über alle Erscheinungen des Lebens, und ich glaubte auf einem hohen, hohen Berge zu stehen und die ganze Erde unter mir ausgebreitet zu sehen. Liszt ist eine Totalität, ein Mikrokosmos im vollen Sinne des Wortes.

Budapest, den 1. Januar 1877.

Den Silvesterabend verbrachte ich am Krankenlager meiner drei Kinder. Am 1. Januar führte ich die Deputation des Konservatoriums zu Liszt. Als die Neujahrswünsche gesprochen waren, fragte er sogleich nach dem Befinden meiner Kinder. „O," sagte er, „die Kinder sind die bittersten

Freuden des Lebens, ich habe Vorurteile den Kindern gegenüber." Dieser Ausspruch Liszts ist mir nie ganz klar geworden. Dachte er an den größten Schmerz seines Lebens, an den Tod seines Sohnes Daniel? Glaubte er, daß die Sorge um die Kinder den Künstler in seinem Berufe stören, lahmlegen müsse? Eins aber weiß ich, daß Liszt in rührend liebevoller Weise mit Kindern umzugehen verstand und sie mit der ganzen Wärme seines großens Herzens überschüttete. Wie oft sah ich es bei meinen Kindern.

Budapest, den 3. Januar 1877.

Als ich in Liszts Zimmer trat, empfing er mich mit den Worten: „Sie sind ja durch Jókay in den Dichterstand erhoben worden. Ich gratuliere herzlichst." Jókay hatte mich bei Gelegenheit eines Banketts in einem launigen Toast vom Grafenstand in den Dichterstand erhoben. Liszt war jedem Scherz zugänglich. Er konnte von Herzen lachen. Ich versäumte deshalb nicht, ihn auf jede komische Episode aufmerksam zu machen. So brachte ich ihm heute die „Neue Freie Presse", in der die Polemiken des Prager Scharfrichters Pieperger und des Wiener Scharfrichters Willenbacher zu lesen waren. Pieperger pries die durch ihn eingeführte Art des Henkens und schloß mit den Worten: „Ich habe mein Amt immer mit Liebe und Zartgefühl ausgeübt, zur allgemeinen Befriedigung des ganzen Publikums," worauf Willenbacher entgegnete: „Mein Kollege Pieperger hat keine Idee über das neue moderne Aufhenken, das ich durch die Anwendung des von mir erfundenen Strickes „Eleganzia" eingeführt habe. Mit diesem Strick verpflichte ich mich, jedermann in 54 Sekunden aufzuhenken, und es wird die Zunge nicht auf 3 bis 4 Zoll heraushängen wie in

Prag, weil dies inhuman ist." Nachdem wir herzlich gelacht hatten, wurde Liszt ernst. Er sagte: „Da fällt mir eine Justifizierung ein, die durch ihre Tragik erschütternd ist. Als Fürst C. justifiziert wurde, riß der Strick. Der würdige Mann fiel zu Boden und sprach: ‚Elendes Land, wo man nicht einmal zu henken versteht!'"

Heute muß ich schon den 30. Januar notieren. Wochen hindurch hatte ich nicht Zeit, eine Zeile aufzuschreiben. Abends fand ich Liszt in Gesellschaft Fräulein M. Remmerts in der lustigsten Stimmung vor. Auf einmal sprang die Zimmertüre auf und ein kleines dickes Mädchen stürmte herein. Es war Fräulein Vera Timanoff. Sie war so erfreut, den Meister wiederzusehen, daß sie keine Worte fand und sich nur in Lachsalven und Exklamationen erging. Später mußte ich mich ans Klavier setzen. Bis ich spielte, beschenkte Liszt seine beiden Schülerinnen mit den Gaben seiner Liebenswürdigkeit in gleichen Teilen. Einige Tage später fand das Konzert Timanoff statt. Das junge Fräulein spielte mit großem Erfolg. Eine junge Violinvirtuosin wirkte mit. Nach dem Konzert war Souper beim Meister. Zu seiner Rechten saß Frau von Vörös, eine höchst geistreiche ältere Dame, die durch ihren kaustischen Witz Liszt sehr erheiterte. Er nannte sie nur Bébé, was sie so gar nicht war. Zur Linken saß Fräulein H., die in dem Konzert gleichfalls aufgetreten war. In ihrer Konversation wollte sie noch jünger und unerfahrener erscheinen, als sie es war. Sie erzählte, ihre Lieblingslektüre seien Kindererzählungen und Märchen, ihre Lieblingspuppe schlafe immer noch mit ihr in einem Bett, und ihr Vater beschenke sie nach jedem Erfolg mit einer Tüte Bonbons. Liszt bezweifelte dies Gerede aufrichtig. Als ein Herr dann über

Liebe sprach und die junge Dame höchst affektiert fragte: „Was ist denn das?" da platzte der alte Olympier heraus: „Liebes Fräulein, Sie haben heute abend ganz gut Violine gespielt, warum wollen Sie nun schlecht die Rolle einer Naiven spielen?" Darauf erhob er sich und griff zu den Karten. Ich habe ihm zuliebe Whist gelernt und, ich gestehe es, oft genug betrogen. Liszt war sehr ungehalten, wenn er verlor. Nun, ich habe unter dem Tisch mit Frau von Vörös wacker die Karten ausgetauscht, so daß er meist gewinnen mußte. Wir haben in dieser zweifelhaften Kunst eine bewunderungswürdige Fertigkeit erlangt, und was die Hauptsache war, Liszt hat es nie bemerkt.

Damals tauchte am Budapester Konzerthimmel Frau Nilson zum ersten Male auf. Mein lieber Meister verhielt sich ihr gegenüber sehr reserviert. „Ich liebe die Reklamekonzerte nicht," sagte er ungehalten, „mit derartigen Programmen hat die wahre Kunst nichts zu schaffen. Eine große dramatische Sängerin soll sich zu solchen Geschäften nicht hergeben." Das Nilsonkonzert verlief glänzend. Es erschienen die Majestäten und ganz Budapest, nur Liszt fehlte. Am nächsten Tage fand ich Sophie Menter bei Liszt. Sie spielten Saint-Saëns „Danse macabre". Schon damals erkannte ihr Liszt den Rang seiner besten Schülerin zu und sagte mir: „Sie hat Werte in ihrer Kunst, die sie nicht von mir gelernt hat."

Abends ging ich zu der Hofdame Gräfin Festetich in die Hofburg. Frau Nilson sang zum zweiten Male vor den Majestäten und benahm sich sehr — vielleicht zu sehr — ungezwungen vor den allerhöchsten Herrschaften. So begrüßte sie zum Beispiel die Königin mit einem kurzen Kopfnicken, im Gegensatz zu ihrem Gemahl, der sich sehr taktvoll

benahm. Das Klavier war nicht gestimmt, vielleicht war die Künstlerin aus diesem Grunde auch verstimmt. Als ich ihr den Namen Liszts nannte, schleuderte sie mir einen wütenden Blick zu und kehrte mir den Rücken, der im übrigen auch sehr schön war.

Am vierundzwanzigsten fand große Hoffoiree statt. Liszt holte mich dazu in meiner Wohnung ab. Als er im Glanze seiner Orden in unserem Salon erschien, wollte ihm meine kleine Margarete alle die schönen Sterne von der Brust abklauben. Als wir im Wagen saßen, sagte Liszt: „So oft ich in die Burg fahre, bedauere ich immer, Kossuth nicht dort antreffen zu können. Wieviel Nutzen könnte dieser große, geniale Mann dem Lande und dem Thron bringen! — Er könnte ja auch die Bankfrage ordnen," fügte er nach einer Pause lächelnd hinzu. Als wir in den Saal eintraten, begrüßte Graf Andrássy den Meister auf das herzlichste. Diese zwei Männer verehrten sich gegenseitig in aufrichtigster Weise. Andrássy war es auch, der, als bei Gelegenheit der Errichtung der Königlich Ungarischen Musikakademie Liszt als Präsident in den Status der Beamten mit fixem Gehalt eingereiht werden sollte, das schöne Wort prägte: „Liszt kann man weder einreihen noch bezahlen; er ist ein Juwel des Landes und als solches zu verehren." Später schlug er Seiner Majestät vor, Liszt einen Ehrensold gewähren zu wollen. Unser so ritterlicher König hat dies sogleich bewilligt und auf das betreffende Aktenstück die Worte geschrieben: „Lebenslänglich, ohne jede Verpflichtung für den großen Meister, aus meiner Privatschatulle." Gewiß eine edle königliche Tat.

Aus jener Zeit finde ich einen Brief Liszts, dem ich folgende Zeilen entnehme:

Sehr lieber Freund! Gestern abend hoffte ich, Sie bei Graf Julius Andrássy zu treffen, für den ich schon seit 15 Jahren die größte Verehrung und Bewunderung hege. Nach dem großen Stephan Széchényi und dem so verehrten Franz Deák ist und bleibt Graf Andrássy der würdigste und intelligenteste Sproß und Repräsentant des Ungarlandes! . . .

Noch einige kurze Worte über die Hofsoiree. Ihre Majestät die Königin wollte Liszt sprechen. Dieser war nirgends zu finden. Auch mich fragte der Oberstthofmeister, Baron Nópcsa, ob ich ihn nicht gesehen habe. Auf meine verneinende Antwort durchsuchten wir alle Säle und fanden ihn endlich hinter einer Palme mit Dr. Lumnitzer versteckt, Tee trinkend. Liszt war unendlich bescheiden.

Am nächsten Abend fand Sophie Menters brillantes Konzert statt. Nach diesem hörten wir im Hotel Hungaria die famose Zigeunerkapelle Balázs Kálmán. Mir fiel im besonderen ein junger Cellist auf, der mit hinreißender Wärme spielte. „Wie schade," sagte ich Liszt, „daß dieser Mann so ungleich spielt, nach volltönenden, edlen Passagen klingen einzelne Töne, als wenn man zwei Hunden auf den Schwanz tritt." Liszt erwiderte lächelnd: „Jeder Naturalismus ist grotesk."

Am dreiundzwanzigsten spielte Liszt eine Transkription meines Adelenwalzers in hinreißender Weise. Er machte aus dem Mittelsatz einen kleinen Kanon, den er „Gruß an Volkmann" nannte. Solche Scherze liebte er sehr. Wenn er gut gelaunt war, so improvisierte er die tollsten Phantasien, spielte „O du lieber Augustin" als Trauermarsch, machte eine Fughetta daraus und endete mit einer Siegeshymne, zu der ich chromatische Läufe spielen mußte.

Am sechsundzwanzigsten ging ich mit Liszt zu einer großen Soiree der Gräfin A... Liszt besuchte größere Gesellschaften nur ungern. Er, der gewandteste Weltmann des Erdenrundes, war dieser Rolle überdrüssig geworden. Auch wirkte sein Erscheinen auf viele Salongrößen niederdrückend, das fühlte er, und ich konnte es gar bald bestätigen. Ein hochgestellter Herr überblickte sofort die Situation, als er Liszt bemerkte. Ein verlorener Abend — heute kann er nicht die erste Rolle spielen. Er zog seinen dicken Hals zwischen seine Schultern, blähte sich auf wie eine giftige Kröte, steckte seine Hände in die Taschen seiner grünen Frackschöße und wurde immer runder, bis er einer großen Null glich. „Ich kann den Menschen samt seinem Klavierspiel nicht ausstehen," näselte er in präpotentester Weise. „Bravo, Exzellenz!" sagte ich lächelnd. „Sie sind der originellste und geistreichste Mann auf Erden, originell bis zum Exzeß und geistreich, daß man es nicht mehr glauben kann." Er glotzte mich verwundert an. Endlich antwortete er: „Finden Sie das?" — „Jawohl," antwortete ich trocken, und er rollte weiter. Da erschien Baron M. und sagte zu einer Dame: „Ist dieser infame Spitzbub, der Liszt, auch hier." Ein roter Schleier fiel vor meine Augen. Ich trat vor ihn hin und blickte ihn fest an. „Wie unterstehst du dich, so über Liszt zu sprechen; er ist mein Freund, und ich werde seine Ehre mit meinem Blut, mit meinem Leben bis zu meinem letzten Atemzuge schützen! Was hat er Unehrenhaftes begangen?" Baron M. war ein anständiger Mann, er bemerkte, daß er gefehlt hatte. „Ich meinte ja nur, daß er präpotent sei, Ehrenrühriges weiß ich nicht über ihn." „Nun, dann leiste Abbitte vor diesen Damen und vor mir!" Baron M. stockte einen Moment und sprach:

„Ich leiste sie, ich habe gefehlt." Eine Dame seufzte erleichtert auf, sie war die beste Freundin meiner Frau. Und was tat Liszt währenddem, der präpotente Liszt? Er setzte sich ans Klavier und begleitete den ohrenzerreißenden Gesang einer Dilettantin. Sie sang so schlecht, daß der ganze Saal kicherte. Liszt aber verzog keine Miene. Als er dann den Flügel verließ, setzte sich eine alte Gouvernante an denselben und spielte unaufgefordert über eine Stunde. Ich war über diese Frechheit empört. Liszt aber sagte zu mir: „Laissez la donc, elle fait sa patience." Als wir nach Hause fuhren, sagte mir der große alte Mann: „Es war ja recht schön." — „Wunderschön," antwortete ich und biß mich in die Lippen.

Am sechsundzwanzigsten Sitzung in Sachen der Aufführung der „Heiligen Elisabeth". Allgemeine Bestürzung, Musikalienhändler, Orchester, Chöre stellten unglaubliche pekuniäre Anforderungen. Die Kosten belaufen sich auf zirka 3000 Gulden. Der Sekretär des Komitees hat diesen Umstand dem Meister zur Kenntnis gebracht. Er ist wütend, niemand traut sich in seine Nähe. Ich stecke eine alte Pistole in die Tasche und eile zum Meister. Als ich eintrete, reiche ich ihm die Pistole mit den Worten: „Sie haben keine Waffen, ich habe Ihnen eine mitgebracht für den Fall, daß Sie mich anschießen wollen!" Liszt umarmt mich und sagt: „Diese Verhältnisse sind unhaltbar, diese Geschäfteleien ekelhaft." Ich tröste ihn und bitte ihn, sich nicht aufzuregen. „Sie haben nur zu dirigieren. Falls ein Defizit entstehen sollte, so werde ich es decken!" — „Wie kämen Sie dazu? Ich werde es bezahlen!" sagte Liszt in höchster Aufregung. „Welche Verhältnisse! Wir kommen auf den Hund mit unseren Musikzuständen. Ich kam nach Budapest, um mich nützlich zu erweisen, ich will die ungarische

Musikkultur heben, will tüchtige Schüler erziehen, und man hindert mich daran. Mein hochherziger König hat für mich gesorgt. Ich will mich dankbar erweisen! Ich kann, ich will, ich werde kein Gnadenbrot essen — kein Gnadenbrot, kein Gnadenbrot, Géza!" Diese letzten Worte schrie Liszt, und Tränen traten in seine Augen. „Aber lieber Meister," suchte ich ihn zu beruhigen, „wie können Sie diese so natürlichen Lapalien ernst nehmen! Sie lebten *für* die Kunst, diese armen Leute müssen aber *von* der Kunst leben. Es ist ja begreiflich, daß sie ein möglichst hohes Honorar herausschlagen wollen. Ich will für meinen Weizen und für meine Schweine auch einen möglichst hohen Preis bezahlt erhalten und bin darum doch kein schlechter Mensch. Glauben Sie mir, jeder Musiker und Musikant verehrt Sie, mancher bedauert aber aufrichtig, daß Sie so schwierige und lange Werke geschrieben haben; denn der Sinn der meisten derartigen Musiker steht nach leichten Werken, die schnell zu Ende sind!" Liszt mußte lächeln. Dann wurde er ruhiger und besprach mit mir die musikalischen Abende, die in meinem Hause abgehalten werden sollten. Später fuhren wir in die Festung, um zu speisen. Unterwegs besichtigten wir noch die alte Kirche. Ich wies auf die herrlichen alten Portale, die zum Teil zugemauert waren. Liszt bemerkte unmutig: „Und dies haben nicht die Hände der Türken verbrochen. Sie glauben gar nicht, wie albern unsere Kirchenfürsten in Kunstangelegenheiten sind." — Mein Tagebuch endet mit einer kurzen Notiz über die Aufführung der „Elisabeth". „Das Konzert war schwach besucht, Franz Liszt wurde kühl empfangen."

Tochter Maria

PUBLIC LIBRARY

Schwere Zeiten

Durch die prunkvollen Säle des Palais Karátsonyi zog der eisige Hauch der Krankheit, der Sorge und des Todes. Meine arme, herzensgute Schwiegermutter lag an einer tückischen Krankheit schwer darnieder. Die größten medizinischen Autoritäten versuchten ihre Kunst. Vergebens! Sie konnten nicht einmal den Namen und das Wesen der Krankheit feststellen. Ein einziger Arzt in Paris, Dr. Barth, glaubte die Diagnose auf ein ärztlich noch wenig erforschtes, aber als unheilbar erkanntes Leberleiden stellen zu müssen. Er hat damit leider Recht behalten. Die arme Kranke wurde von einer Großstadt in die andere geschleppt, und meine kleine Frau, die guter Hoffnung war, zog mit und pflegte ihre Mutter Tag und Nacht.

Ich reiste ohne Unterbrechung von meinen Kindern zur Kranken, und von der Kranken zu meinen Kindern. Es war hart! Endlich brachte man die arme Patientin nach Budapest. Trotzdem sie schwer bettlägerig war, zeigte sie in rührender Sorgfalt dauernd das Bestreben, ihren vergötterten Mann zu zerstreuen. Niemand in ihrer Nähe durfte traurig sein, niemand Sorge zeigen, bis das vergoldete Gittertor von dem Tode geschlossen wurde. Kurz vorher mußte meine Frau der Pflege auf einige Zeit entsagen. Sie beschenkte mich mit einer kleinen Tochter. Ein niedliches, schönes Kind, nicht viel größer als eine Puppe. Vielleicht interessieren meine Familiensorgen nur einige empfindsame, gute Seelen. Aber ich schreibe sie trotzdem nieder, da ich ja mein Leben mit all seinem Jammer und all seinen Freuden erzählen will.

Meine kleine Maria wollte gar nicht gedeihen. Sie wog ein Jahr alt dreieinhalb Kilo. Da sie jede Nahrung von sich wies, wurde sie immer schwächer. Ich holte Ärzte aus allen Städten der Umgebung, aus Budapest, und fand doch keinen einzigen, der uns Hoffnung machen konnte, ihr Leben zu erhalten. Nächtelang saßen wir an der Wiege des so lieben, hübschen Kindes, der Verzweiflung nahe. Damals beschäftigte ich mich gar nicht mit Musik. Das Klavier blieb zugeklappt, und durch das kleine Haus zog die Sorge mit ihren grauen Schleiern. Nicht weniger als vierzehn Ammen verbrauchte das Kind. Es war zum Tollwerden! Ich reiste in drei Komitaten herum und brachte acht Stück. Die eine fiel über die Treppe, die zweite wurde krank, die dritte bekam Wutanfälle, die vierte ging durch, die fünfte versiegte wie eine Quelle und so weiter, und so weiter. Die eine Amme, eine auffallend schöne Slovakin, verwickelte mich sogar in einen Prozeß. Das kam so. Im Preßburger Komitat fuhr ich von Dorf zu Dorf und pirschte auf Ammen. Ich fuhr immer in den Pfarrhof. Da sagte mir der Kaplan eines kleinen Dorfes, er kenne eine Frau, die zu diesem Geschäft alle notwendigen Eigenschaften in vorzüglichster Qualität besitze. Geistlichen Herren glaube ich alles. Also, wo ist die ambulante Milchwirtschaft? Die Frau arbeitete auf dem Felde. Ihr Mann war zu Markte ins nächste Dorf gefahren. Ich begab mich mit dem Kaplan auf das Feld meiner schönsten Hoffnungen, packte die junge Frau auf meinen Wagen und fuhr mit ihr auf und davon. Der Kaplan versprach, den Mann aufzuklären und mit einer größeren Banknote zu trösten. Ich reiste also mit meiner Anna Anitta — so hieß die Teure — im selben Coupé erster Klasse der Heimat zu und mußte

manche Spöttelei der mitfahrenden Herrenwelt erdulden. Schlußergebnis: Anna Anitta versiegte, und ich hatte außerdem einen Prozeß wegen Frauenentführung auf dem Hals. Die Musik ruhte, wie gesagt, in jener Zeit völlig. Dafür schrieb ich aber während meiner Fahrten auf der Eisenbahn ein Drama, das auch im Nationaltheater mit einigem Erfolg aufgeführt wurde. Es hieß „Der Kampf der Liebe", ein schwaches Rührstück.

Am 3. April 1876 wehte eine lange schwarze Fahne vom Giebel des Palais Karátsonyi. Die arme Märtyrerin hatte ausgerungen. Ihr letztes Wort, ihr letzter Blick hatte ihrem so ideal geliebten Gatten gegolten. Als die Tote auf einer Chaiselongue in ein anderes Gemach getragen wurde, stolperte ein Diener, und der entseelte Körper drohte auf die Erde zu fallen. Ich stürzte zur Toten und fing sie noch im letzten Augenblick auf. Bei dieser Gelegenheit stieß ich mein rechtes Knie so unglücklich an die Ecke eines großen Armstuhles, daß ich jahrelang lahm ging und mich kaum weiterschleppen konnte. Ich wurde nach allen Regeln der Wissenschaft behandelt und immer kränker. 370 heiße Bäder wurden mir nach und nach verschrieben, der Fuß wurde in einen Gipsverband gesteckt und war endlich nur noch Haut und Bein. Da blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit dem Gedanken zu befreunden, einarmig und lahm gleichzeitig zu sein. In der Not trat ich das Pedal des Klaviers mit dem linken Fuß und schrieb eine poetische Erzählung: „Die Hexe von Leányvár".

Wieder hatte ich meinem alten Freund Paul Nimptsch die Genesung zu verdanken. Er führte mich nach Wien zu Billroth. Der große Chirurg schlug die Hände über dem

Kopf zusammen, als er meinen Fuß erblickte. „Sie haben ein Exsudat unter der Patella des Knies!“ sagte er, „das muß durch Massage zertrümmert werden und dies wird Dr. Barbieri sehr gut besorgen.“ Dr. Barbieri hat es denn auch mit seinen Riesenfingern wirklich besorgt. Ich weiß gewiß, was ein starker Daumen ist, solch einen Daumen habe ich aber niemals wieder gesehen. Nach drei Wochen ging ich schon ohne Stock spazieren.

Doch zurück in das Palais Karátsonyi. Mein Schwiegervater hat seine Gattin aufopfernd gepflegt und betrauert. Er betraute mich mit der Besorgung der Leichenfeierlichkeiten, eine harte Aufgabe. Als die arme Tote schon im Sarge lag, ordnete er noch eigenhändig die Falten ihres Kleides. Der Trauerfall wirkte in der Familie wie ein Erdbeben. Besonders erschüttert zeigte sich meine Schwägerin, die wunderschöne 17 Jahre alte Baldine. Sie wurde schwermütig, aß nichts als Krebse und Eis, vernachlässigte ihre Toilette — sie konnte es ja tun, sie war schön wie eine Mondnacht am Ganges — irrte im Park umher oder ritt in wilder Jagd über Stock und Stein. Vergebens baten meine Frau und ich flehentlich, das tolle Treiben aufzugeben. Immer entgegnete uns das engelsgute Mädchen tränenden Auges: „Es ist so unnütz zu leben!“ Wir hätten sie und die übrigen Mädchen gern in unser Haus aufgenommen, mein Schwiegervater willigte aber nicht ein. Da erfüllte sich ihr tragisches Schicksal. Bei einem tollen Ritt fiel Baldine auf einen Schotterhaufen und verletzte sich schwer. Es trat Atrophie der Leber und Gelbsucht ein, und der Zustand wurde immer ernster. Wir pflegten sie mit aller erdenklichen Sorgfalt. Es war vergebens. Eines Abends sagte sie mir: „Géza, du hast recht gehabt, das

Leben ist eine ernste Pflicht!" In den Armen meiner Frau, in denen auch meine Schwiegermutter das Zeitliche gesegnet hatte, starb sie.

Nun hieß es wieder mit der Pompe Funebre verhandeln, Sarg kaufen, Totenkränze winden. Das waren die Lorbeerkränze meiner Jugend!

Liszt war zu jener Zeit in Budapest. Der Trauerfall hat ihn auf das Schmerzlichste berührt. Denn mein Schwiegervater war ein alter Bekannter aus seiner Jugendzeit. Er war mit ihm bei Gelegenheit einer Konzerttournee durch die Balkanstaaten gereist, er kannte außerdem dies herrliche Wesen der Verblichenen und sagte mir öfters, sie sei zu schön für diese Welt gewesen. Auch bei der Einsegnung in dem Palais Karátsonyi fehlte Liszt nicht. Ich werde jene Szene nie vergessen. Da lag nun das liebliche Mädchen im Sarge. Ihr Vater ordnete wieder die Falten ihres Totenkleides und steckte einzelne Rosen an dasselbe. Als Liszt eintrat, bemerkte ihn mein Schwiegervater und wankte ihm entgegen, indem er mit einer Hand nach dem Sarge wies. Liszt schloß ihn in seine Arme und brüllte wie ein Löwe. Er wollte nicht weinen. So kam seine Ergriffenheit in dieser Weise zum Ausbruch. Ich höre diese Schreie heute noch, sie waren entsetzlich, erschütternd, elementar — aber von Wahrheit und Schmerz. Es waren schwere Zeiten, jahrelang dauernde schwere Zeiten.

In Seregélyes herrschten auch Sorge und Krankheit. Mein Bruder Alexander, dieser herrliche Recke, fing an zu kränkeln. Wieder die alte Geschichte! Er wurde zu hundert Professoren und Doktoren geschleppt, niemand erkannte sein Leiden, lateinische Worte schwirrten durch die Luft, und der Patient wurde immer kränker.

Ah! ja, ihr Gesundungshorte,
Ihr Doktoren lobesam,
Kennt man alle eure Worte,
Kennt man euren ganzen Kram.

Ich will diesen braven, gelehrten Männern gewiß nicht unrecht tun, sie sind ja oft unsere Retter und immer unsere Tröster. Mir haben sie immer geholfen, weil ich wahrscheinlich jene Natur besitze, die zu ihren Erfolgen notwendig ist. Leider war das bei meinem Bruder nicht der Fall. Nun reiste ich wieder zwischen Tetétlen, Seregélyes und Graz auf und ab. In Tetétlen hatte ich die Sorge um meine kleine Tochter Maria, die sich gar nicht entwickeln wollte, sie bekam außerdem den Scharlach, meine Frau die Diphtherie. In der ganzen Gegend war kein Arzt aufzutreiben, da in Budapest medizinischer Kongreß stattfand. Zum Glück besuchte mich mein Bruder Ernst, der Tumultuant, der meine Frau heiße Wasserdämpfe einatmen ließ. Er hat ihr den ganzen Hals verbrüht, als aber der Arzt nächsten Tages eintraf, war sie gerettet. In Graz verbrachte meine Mutter den Winter. Sie war auch leidend, konnte nicht zu ihrem geliebten kranken Sohn nach Seregélyes eilen. Da hieß es auch sie beruhigen und trösten. Liszt beobachtete mit aufrichtiger Teilnahme mein sorgenschweres Leben. „J'ai des préjugés contre les enfants", sagte er zu mir, nun verstehen Sie mich schon. Dann nahm er mich bei der Hand und sprach: „Géza, so geht's nicht weiter, Sie müssen arbeiten, arbeiten wegen Ihrer Familie, Sie halten ja dies Leben nicht aus. Sie müssen sich durch Ihre Arbeit die Spannkraft erhalten, Sie müssen arbeiten, um auszuruhen." Er hatte recht, und ich benützte nun jede freie Stunde, mich an das Klavier zu setzen.

Bruder Alexander

PUBLIC LIBRARY

Als in Wien ein Konzert von mir geplant war, sandte mir Liszt unter Beifügung einiger Empfehlungsschreiben folgenden Brief nach Tetétlen, wo ich die Weihnachtszeit verbrachte:

Beigeschlossen, lieber Freund, sende ich Ihnen einige Empfehlungsschreiben an Graf Andrássy, Baron Dingelstedt und meinen Neffen Eduard Liszt. Ich bitte, die Briefe abgeben und gleichzeitig meine herzlichen Empfehlungen an Bösendorfer und seine Gemahlin übermitteln zu wollen. Daß Gräfin Maria Dönhoff nicht in Wien ist, bedaure ich Ihretwegen. Sie besitzt einen Liebreiz, der über alle Kritik erhaben ist, und würde sich gewiß freuen, Ihre für eine Hand geschriebenen vorzüglichen Etüden mit ihren zwei schönen Händen zu beklatschen, jene Etüden, die Sie mit einer so wunderbaren Geschicklichkeit ausführen, daß man glauben könnte, Sie besäßen zwanzig Finger. — Glückliche Reise, angenehmen Aufenthalt in Wien und frohe Rückkehr „a casa" Budapest — (den Fischplatz[1]) selbstredend mit inbegriffen).

Budapest, den 15. Dezember 1877.

Herzlich der Ihre
F. Liszt.

Im Jahre 1878 spielte ich das erste Mal in Wien. Publikum und Kritik hat mich weit über meine Verdienste anerkannt, und der gestrenge Professor E. Hanslick begründete mit seiner Besprechung des Konzertes meinen Ruf. Als ich in Budapest Liszt an den Hals flog, lächelte er

[1]) Liszts damalige Wohnung.

freundlich und sprach: „Sie haben verdientes Glück gehabt, eine seltene Sache.“ Dachte der große Mann nicht daran, wieviel Schmähungen er eben von Hanslick erdulden mußte, — wahrlich, er hat unverdientes Unglück gehabt. Die heutige Generation kann sich keine Vorstellung davon machen, welch ein erbitterter Kampf von den Anhängern Brahms' gegen Liszt geführt wurde. Heute haben sich die Verhältnisse gebessert, es werden ja Künstler der verschiedensten Richtungen objektiv beurteilt, an die Stelle der Liebe und des Hasses trat die nüchterne Anerkennung oder Ablehnung.

Das Wiener Konzert war ein Lichtblick in meinem sorgenschweren Leben. Es sollte aber noch ärger kommen. Mein armer, unglücklicher kranker Bruder mußte seinen ältesten Sohn Poldo verlieren. Das Kind starb plötzlich, so, wie Kinder oft zu sterben pflegen. Der himmlische Garten braucht viel Blumen. Der Jammer der Eltern war unbeschreiblich. Als ich eintrat, schlug meine Schwägerin beide Hände vor ihr Antlitz, lief auf mich zu und verbarg ihren Kopf an meiner Brust. Ihr blühender junger Leib erzitterte, wie von Fieberschauern geschüttelt. Sie weinte nicht, sie sprach nicht, sie bebte nur immerfort. Ich erschrak, ihr Schmerz war mir unheimlich. Nach einigen Tagen schien sie sich zu beruhigen, beschäftigte sich viel mit ihren Kindern, und ich reiste ab. Mein kranker Bruder eilte nach Graz zu meiner leidenden Mutter, und meine Schwägerin blieb mit ihrer Gesellschafterin in Seregélyes. Wenige Wochen nach dem Tode ihres ältesten Sohnes ging sie wie gewöhnlich in das Kinderzimmer, segnete die schlafenden Kleinen, empfahl der Kinderfrau die größte Vorsicht bei ihrer Pflege und suchte, ein ungarisches Lied summend, ihr Schlafzimmer auf.

Das Leben, voll Beschwerde,
Zu tragen ist so schwer —
In der kühlen Erde,
In der kühlen Erde
Schmerzt dich gar nichts mehr.

Am nächsten Morgen fand man die schöne, kaum vierundzwanzig Jahre alte Frau tot am Boden liegen. Man mußte den ahnungslosen Gatten, ihren Vater, ihre Schwestern benachrichtigen. Ich taumelte von einem Zimmer in das andere. Meine Gedanken wirbelten wirr durcheinander. Ich hatte das Gefühl, als müsse ich unter die Erde kriechen, um all diesen Jammer nicht ansehen zu müssen. Endlich raffte ich mich auf und tat meine Pflicht. Die farbenprächtige Blume der Kunst ist keine Kirchhofpflanze — sie braucht Sonne, Freude, Licht, das glückliche Lächeln der Menschen, sie verdorrt, wenn man sie mit Tränen begießt. Meine Kunst lag auf dem Sterbebett, ich aber fand eine große, reine Freude daran, wenn ich ein flüchtiges Lächeln auf das Antlitz meiner Lieben zaubern konnte. Die zwei mutterlosen Waisen flogen wie zwei weiße Tauben, deren Schlag in Feuer aufgegangen war, an das Herz ihrer Großmutter. Diese brave Frau bewährte sich auch jetzt wie in allen ihren Lebenslagen. Sie verließ ihr Krankenbett und reiste sofort zu ihren Enkelkindern. Auf die Vorstellungen ihres Hausarztes antwortete sie: „Zwei Dinge sind mir nur untersagt: Kranksein und Sterben."

Zehn Monate lang trocknete ich Tränen. Es war ein jammervolles Leben. Da bekam ich eine Einladung nach Paris.

Zurück zur Kunst

Schon Anfang Mai hatte mich Liszt aufgefordert, die Seinestadt aufzusuchen. Jetzt wiederholte er die Einladung von Paris aus noch dringlicher. Er war dort anwesend, um auf der Weltausstellung in der internationalen Jury Ungarn zu vertreten. Trotz der Liebenswürdigkeit, mit der das Einladungsschreiben abgefaßt war, vermochte ich es doch noch nicht über mich zu bringen, meine so tief gebeugten Lieben zu verlassen. Erst im November entschloß ich mich, abzureisen und stürzte mich in das bunte Kunstleben von Paris. Liszt wappnete mich mit Empfehlungsschreiben und sicherte mir so überall einen liebenswürdigen Empfang. Die noch damals lebende Witwe Erard ließ mir einen Konzertflügel in einem abgesonderten Zimmer zur Verfügung stellen, und ich erforschte die Geheimnisse der Erardschen Klaviermechanik, die sich von der Bösendorferschen sehr unterschied. Eines Tages trat ein alter Klavierstimmer des Hauses in mein Zimmer und hörte meinem Spiele zu. Als ich geendet hatte, kam er auf mich zu und sprach: „Herr, ich weiß nicht, wer Sie sind, ich will Ihnen aber einen guten Rat erteilen. Spielen Sie nie in einem Café chantant, das encanailliert." Ich antwortete lachend: „Herr, ich verspreche Ihnen dies und bekräftige es mit meinem Ehrenwort!"

Die Pariser Tage ließen sich immer bewegter an. Ich wurde von einem Salon in den anderen geschleppt und zum Klavier gedrängt. Saint-Saëns und Delibes führten mich in die Künstlerkreise ein. So hörte ich wieder Musik, zum Teil sehr gute, und sog mit vollen Zügen des Lebens Freude ein. Unter anderem mußte ich in einem Konzert des „Figaro" mitwirken. In der ersten Reihe saß der Prinz von Wales,

nachmaliger König Eduard von England, und begrüßte mich auf das herzlichste. Ich kannte ihn von Budapest her, wo er sich in unserem Kasino immer wohlfühlte. Er war ein lebensfroher, überaus liebenswürdiger, hochbegabter Mann. Seine männliche Gestalt erschien immer in rosigem, rundem Rahmen der schönsten Ungarfrauen und -mädchen, und er sagte mir einmal lächelnd: „Frauen und Weine braucht sich Ungarn nicht vom Ausland zu holen." An dem erwähnten Konzert wirkte auch Sarah Bernhardt mit, unter deren Füßen seitdem schon viele morsch gewordene Bretter verschiedener Bühnen ausgewechselt worden sind. Sie scheint unverwüstlich zu sein, und ich glaube, sie wird noch das allererste Aeroplanlufttheater eröffnen.

Es war ein schöner Abend. Viktorien Sardou rief nach meiner ungarischen Phantasie: „Der junge Mann hat einen Arm und spielt vierhändig!" Am nächsten Tage speiste ich beim Prinzen von Wales mit dem dänischen Kronprinzenpaar und musizierte stundenlang. Als endlich ein „Jeu" (Bakkarat) gemacht wurde, entschuldigte ich mich mit den Worten: „Ich spiele nur Klavier!" Der Prinz von Wales lud mich nach London ein, wo ich in seinem Palais absteigen und auch vor Ihrer Majestät der Königin spielen sollte.

Endlich waren die schönen Pariser Tage verrauscht, und ich kehrte heim.

Liszt schreibt mir folgenden Brief:

Sehr verehrter Freund!

Ihre allgemeinen Erfolge erschienen mir niemals zweifelhaft. Sie verdienen dieselben und werden sie vermehren. Die in Paris haben eine besondere Würze.

In der letzten Weltausstellung wurde eine Straße sehr treffend „Straße der Nationen" genannt. Dieser Name gebührt seit langer Zeit dem glorreichen Paris. In dieser Straße einen Giebel der Berühmtheit zu besitzen, ist ein großes Glück, das wenigen gegönnt, aber allen beneidet wird. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren freundlichen Brief und nehme Ihren Vorschlag mit der unumgänglichen Diskretion an.[1]) — Wir werden diese Sache wie auch andere patriotische Angelegenheiten in Budapest besprechen, wo ich Mitte Januar eintreffe.

Ihr freundschaftlich ergebener

Rom, Januar 1878.

F. Liszt.

Erfrischt an Körper und Geist, schrieb ich eine Posse „Der Phrenolog". Das Stück wurde unter dem Pseudonym Justus im Budapester Nationaltheater aufgeführt und erzielte einen Heiterkeitserfolg. Meister Liszt war lustig und guter Dinge und spielte mit Sophie Menter in einem Konzert öffentlich zur größten Freude und Überraschung all seiner Freunde und Verehrer. Unser Verkehr wurde immer inniger und wärmer. Es verging kein Tag, an dem ich nicht bei ihm oder er nicht bei mir gewesen wäre. Die Abende verbrachte ich immer in seiner Gesellschaft und trat erst gegen zwei oder drei Uhr nach Mitternacht per pedes apostolorum mit einem Eisenstock bewaffnet die Heimreise an. Ich sage absichtlich Heimreise, denn von der Andrássystraße in die Festung dauerte es in Winterschnee und Eis gewiß anderthalb Stunden. Ich liebte diese nächtlichen

[1]) Ich hatte ihn nach Tetétlen eingeladen.

Spaziergänge und wurde merkwürdigerweise nie von Strolchen angefallen, die sich in jener Zeit in dem Gelände des Festungsberges gerne herumtummelten. Meine engelsgute kleine Frau sah mich oft tagelang nicht und empfing mich einmal des Nachts mit den Worten: „Lieber Alter, du bist ja nur mehr ein Bettgeher!" (Bettgeher nennt man in Österreich-Ungarn jene ganz armen Leute, die sich für die Nacht ein Bett mieten, weil sie keine Wohnung besitzen.) Zum Kreise Liszts gehörten in jener Zeit zwei merkwürdige kleine Personen, die Schwestern Wohl. Diese späten Mädchen trippelten immer ganz gleich gekleidet wie die kleinen Papageien, die man „Inséparables" nennt, durch die Stadt. Sie hießen Janka und Stephanie. In ihrem kleinen Salon sah man Liszt, den Kardinal Haynald, mehrere Aristokraten und alle die Ritter des Geistes und der Kunst versammelt. Beide, Schriftstellerinnen von Beruf, verstanden es, alle Herzen zu gewinnen, auch das meine. Janka war dichterreich veranlagt, von lebhafterem Temperament als ihre Schwester und sagte oft die größten Ungereimtheiten. In Rom hatte sie einst eine Audienz beim Papst erlangt. Nach Budapest zurückgekehrt, stürmte sie zu Liszt und rief ihm mit Emphase entgegen: „Ah! das Papsterl ist so interessant!" Liszt war empört und mußte doch lachen. Als ich mich einmal entschuldigte, nicht in Frack und weißer Krawatte in ihre Soiree gekommen zu sein, antwortete sie: „Es gibt Menschen, die Frack und Krawatte im Kopf tragen!" — „Der Himmel bewahre mich!" antwortete ich lachend.

In den Kreis der Lisztverehrer trat damals auch eine exotische Dame. Sie reiste mit einem kleinen Koffer, in welchem, wie mir Frau von N. mitteilte, alle erdenklichen

belebenden Schnäpse in zierlichen Flakons aufgestapelt waren. Die Dame glänzte nicht durch Schönheit, war nicht einmal hübsch zu nennen, aber überaus geistreich und bis zur Verwegenheit unternehmend. Auch Liszt verfing sich in ihre Netze, aber nur für kurze Zeit. Als er sich freimachen wollte, spielte sie eine Komödie, die ich erzählen muß.

Es war frühmorgens, als ich einmal in sein Zimmer trat. Er befand sich in höchster Aufregung und hielt einen Brief in der Hand, den schwarze Ränder von mindestens zwei Finger Breite zierten. Er war kurz und enthielt nur folgende Worte: „Geliebter Mörder! Kommen Sie in mein Hotel und ergötzen Sie sich an dem Anblick meiner Leiche! Ihre unglückliche N. N." Liszt durchschritt mit großen Schritten das Gemach. „Sie wird sich getötet haben, sie ist dessen fähig. Sie werden sehen, wir finden eine Leiche!" So sprach der unvergleichlich gute Mann, ich aber lachte, lachte hellauf und entgegnete: „Wir werden eine großartig inszenierte Komödie sehen. Im übrigen bitte ich Sie, mich allein fahren zu lassen. Ich verspreche Ihnen, einen wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten und alles zu veranlassen, was den Umständen gemäß ist." Liszt war einverstanden, und ich fuhr ins Hotel. Als ich in das Gemach der Dame trat, empfing mich mysteriöses Dunkel. Nur auf dem Nachttisch brannte eine kleine rote Lampe und beleuchtete eine große Flasche, auf welcher ein Totenkopf grinste. Um den Totenkopf standen in weißen Lettern die Worte: „Wurali poison qui tue" (Wuraligift das tötet). Im Bett lag die Dame. Ein weißes Spitzenkorsett umhüllte ihre magere Gestalt, und lange schwarze Bänder hingen bis zum Fußboden herab. Auf dem Kopfe aber trug sie einen Kranz von weißen Rosen. Ich setzte mich an das Fußende des

Bettes und sprach ruhigen Tones: „Meister Liszt sendet mich, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Mit Freuden sehe ich, daß es Ihnen sehr wohl geht und Sie eine ganz poetische Komödie spielen!“ Die Sterbende richtete sich plötzlich so energisch auf, daß ihr der Kranz vom Kopfe fiel. Ich hob ihn auf und setzte ihr ihn wieder auf den Kopf, mich auf das artigste entschuldigend, daß ich es nicht so gut machen könnte, wie sie es getan. „Infamie! Infamie!“ keuchte sie zu wiederholten Malen. „Nein, das ist keine Infamie! Dies ist Teilnahme. Sehen Sie, geehrte Frau,“ entgegnete ich noch immer mit größter Gelassenheit, „Liszt wird Sie weder empfangen noch besuchen, ich rate Ihnen abzureisen. Wenn Sie einen Arzt benötigen, so sende ich Ihnen einen, vielleicht den Polizeiarzt, der sich sehr für Ihre Schnäpse interessiert!“ Ich empfahl mich und ging. Noch an demselben Abend reiste die Dame ab.

Die Zahl der Lisztschüler vermehrte sich zusehends. Aus allen Weltgegenden strömten sie zusammen; einige, um zu lernen, einige wieder, um seinen Namen auszubeuten und Empfehlungsbriefe zu ergattern. So erschien unter den vielen auch ein großköpfiger Spanier mit Riesenhänden. Er gebrauchte dieselben, um das arme Klavier wie seinen ärgsten Feind zu bearbeiten. Wenn ihm Liszt zum Klavier rief, so tat er dies immer mit den Worten: „Beginnen Sie Ihr Stiergefecht, bitte, ohne tödlichen Ausgang für das Klavier!“ Seine warnenden Worte waren vergebens. Unser Spanier fiel in blinder Wut über das Instrument her, und wir alle hielten uns die Ohren zu. Da legte ihm Liszt eine Etüde auf das Pult. Sie war durchweg in Sechzehnteln und Zweiunddreißigsteln geschrieben, und zwar in geschlossenen Passagen, die sich ungemein schwierig im

Forte spielen ließen. Es war zum Totlachen, wie Liszt seinen Spanier immer aufs neue anspornte, stärker zu spielen, und der wackere Toreador sich vergebens abmühte, ohne die nötige Kraft entwickeln zu können. Endlich erlöste ihn Liszt, der Meister, mit den Worten: „Lernen, lernen, junger Mann, das Klavier ist kein Stier, und Sie sind kein Pianist!“

Im April reiste Liszt ab, und seine Schülerschar flatterte nach allen Windrichtungen hin auseinander.

Im August schreibt er mir:

Sehr lieber Freund!

Ohne zu klagen und Vorwürfe gegen Sie zu erheben, bedauere ich es, daß wir uns in diesem Sommer nicht gesehen haben. Sie hatten anderes zu tun, und ich hoffe, daß es nach Ihrem Wunsche war. — Werden Sie noch nach Paris reisen? Der Monat September wird dort brillant sein. Auch die Musik wird einen großen Teil der Feste ausfüllen, dank der bedeutenden Subventionen, die bei Gelegenheit von Ausstellungen in keinem anderen Lande in dieser Höhe gewährt werden. Wenn man Frankreich gegenüber gerecht sein will, so muß man diese Nation oft bewundern. Als Künstler erkenne ich ihre Organisation der schönen Künste besonders an. In anderen Ländern, mit Ausnahme von Belgien, ist man weit davon entfernt, diese auch nur annähernd zu erreichen. Ich hoffe aber, daß man mit der Zeit dem fruchtbringenden Beispiele der französischen Regierungen, von Ludwig XIV. bis zum Marschall Mac Mahon gerechnet, auch in Österreich-Ungarn nachstreben wird. In Weimar habe ich zu meinem großen Vergnügen auch Ihre Etüden

wieder gehört. Einige meiner Schüler und Schülerinnen spielten sie leidlich gut, selbstredend sind sie weit hinter der unvergleichlichen Virtuosität des Autors zurückgeblieben. — Herr Kahnt hat mir Ihre Lieder gebracht. Sie sehen ganz gut aus. Um Ihnen Verbreitung zu sichern, muß man Sänger und Sängerinnen finden, die sie singen. Bei Kahnt sind auch die Lieder Ihres Konkurrenten, des Prinzen Rudolf Liechtenstein, erschienen. Von hier fahre ich geradeswegs nach Rom, wo ich bis zu meiner Rückkehr nach Pest, Mitte Januar, verbleibe. Ich bitte, meine ergebensten Grüße der Gräfin Géza Zichy übermitteln zu wollen.

Ihr sehr ergebener Freund

Bayreuth, den 21. August 1878.

F. Liszt.

In jener Zeit mußte ich in einigen Provinzstädten spielen, unter anderem auch in Preßburg zugunsten des zu errichtenden Hummeldenkmals. Nach Budapest zurückgekehrt, fand ich eine Einladung nach Klausenburg vor. Als ich Liszt das erzählte, erwähnte er, daß er genau vor dreiunddreißig Jahren auch in Klausenburg gewesen sei. „Ja, das ist sehr lange her!“ sprach er wehmütig. „Nun, es soll nicht noch länger werden. Tauschen wir die Rolle! Reisen Sie hin, und ich begleite Sie,“ ermunterte ich ihn. Rasch entschlossen sprach Liszt: „Gut, Géza, ich fahre mit.“ Diese Fahrt wird mir wohl auf ewig unvergeßlich bleiben. Die Königlich Ungarische Staatsbahn stellte uns einen Salonwagen zur Verfügung, und wir fuhren in Gesellschaft meines Bruders Ernst, Baron Vécseys und Bösendorfers lustig nach Siebenbürgen. Der Empfang in Klausenburg war

ergreifend. Von nah und fern strömten die Gesangvereine, um den großen Meister zu sehen und zu ehren. Als er den Wagen verließ, neigte sich ein Wald von Fahnen vor ihm, und stürmische „Eljen"-Rufe machten die Luft erzittern. Wir wohnten im Hause der Gräfin Max Teleki, wo sich auch Graf Alexander Teleki, ein alter Freund Liszts, einfand, der den Meister auf mancher Konzertreise begleitet hatte. In Berlin hatte er einmal den Vorträgen eines berühmten Philosophen zugehört. Da stand er plötzlich inmitten des Vortrages auf und unterbrach den Redner: „Herr Professor, können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, daß alles, was Sie uns vortragen, auch wahr ist?" Der Professor antwortete sehr verlegen: „Ja, das sind nur Hypothesen, wie sie in der Philosophie üblich." — „Also Sie glauben es selbst nicht, was Sie vortragen?" sagte Teleki, nahm seinen Hut und ging. Eine ähnliche Szene hatte er in einem Pariser Theater aufgeführt, als einmal ein höchst langweiliges Stück gespielt wurde. Liszt saß mit Teleki in einer Loge. Im zweiten Zwischenakt, als das Publikum schon sehr indigniert war, erhob sich der letztere und hielt zum größten Schrecken seines Freundes eine Ansprache an das Publikum. Er sprach mit lauter Stimme: „Hochgeehrtes Publikum! Der Verfasser dieses Stückes verdient eine Jahresrente von 50000 Franken!" Hundert Stimmen riefen: „Warum denn? Explikation, Explikation!" Teleki antwortete mit der größten Ruhe: „Damit er nicht bemüßigt ist, solch dummes Zeug zu schreiben wie sein heutiges Stück!" Der ganze Saal schrie „Bravo!" und lachte minutenlang.

Das Wiedersehen Liszts mit seinem originellen Freunde war rührend. Sie verließen sich keinen Augenblick. Die

Feststimmung war berauschend, denn die große Gesellschaft und alle Musikfreunde Siebenbürgens hatten sich in Klausenburg versammelt. Eine Fest reihte sich an das andere, Diners, Soupers, Serenaden jagten sich förmlich, und wir bestaunten diese herrlichen blassen Frauen und Mädchen, die aussahen wie ein üppiger Blumengarten auf einem Schneefeld. Mein junger Poetenkopf wurde ganz schwindlig. Besonders hatte es mir eine edle, blasse Schönheit angetan. Ich schrieb lange Nächte hindurch Gedichte, fühlte mich steinunglücklich und ahnte nicht, daß diese Leiden des Menschen höchstes Glück bedeuten.

Wenn Liszt frühmorgens in mein Zimmer trat, fand er mich immer noch Verse schmiedend an. Ich muß sehr abgequält ausgesehen haben, denn einstmals sagte er mir: „Aber, lieber Freund, Sie sehen ja aus wie ein Gehenkter." Als ich über die Macht der Frauen und ihren Einfluß auf dichterische Seelen zu ihm sprach, entgegnete er lächelnd: „Die Dante schaffen die Beatricen und die Petrarca die Lauren." Abends fand ein Konzert statt, in dem Teile aus der Heiligen Elisabeth recht mangelhaft aufgeführt wurden. Es klang aber immer noch besser als mein Spiel, denn ich litt an entsetzlichen Kopfkrämpfen. Am nächsten Tage vernahmen wir die Schreckensnachricht der Szegediner Katastrophe. Eine blühende große Stadt war von den Wellen verschlungen worden. Liszt kam in mein Zimmer und sagte: „Klagen nützt hier nichts, da muß geholfen werden. Wir wollen vereint ein Konzert für die so hart Betroffenen geben, kommen Sie zum Klavier!" Wir setzten uns und spielten seinen Rákóczymarsch, den ich für drei Hände bearbeitet hatte. Dann wurde das Programm besprochen. In einigen Stunden war das Konzert an allen

Straßenecken plakatiert und bis zum Abend ausverkauft. Als Liszt nach dreiunddreißig Jahren in Klausenburg wieder am Klavier erschien, brach ein Jubel los, der sich nicht beschreiben läßt. Das ganze Podium glich einem Blumengarten. Als Liszt erschien, erhob sich das Publikum einmütig wie vor einem Könige. Tief ergriffen setzte sich Liszt an das Klavier, erhob sein Haupt, blickte aufwärts und spielte die Vergänglichkeit aller Dinge, die Szegediner Katastrophe, das Hinwelken seiner Jugend in ergreifenden, todestraurigen ungarischen Phrasen, wie sie noch nie ein Menschenkind gespielt oder gehört hatte. Zum Schluß schlug der alte Barde in die Saiten, wie das große Meer an die Felsenklippe schlägt. Er sang von Mannesmut und Trotz, von Kampf und Sieg, von Jubel und Verklärung. Nur wenige verstanden, was er spielte, doch ergriffen, bis in die tiefsten Tiefen des Herzens ergriffen war jeder. Am Ende spielten wir den Rákóczymarsch, und ich bemühte mich, hörbare Bässe der orchestralen Macht seiner zehn Finger hinzuzufügen. Der Enthusiasmus war elementar. Studenten stürzten auf die Bühne und hoben den großen Meister auf ihre Schultern. Seit diesem Feste sind nun wieder dreiunddreißig Jahre vergangen. Die Kerzen sind längst erloschen und viele hundert Augen, die ihren Glanz geschaut, dazu. In meiner Seele aber leben diese Stunden in ungeschwächter Erinnerung weiter.

Bruder Ernst lud den Meister nach Hoszupályi ein. Sein Gut lag so ziemlich auf unserer Reiseroute. Der gute Alte willigte ein, und wir fuhren von der letzten Bahnstation in einem Landauer, den fünf Pferde in rasendem Tempo zogen, nach Hoszupályi. Bruder Ernst lenkte das Fünfergespann, und dies erklärt alles. Der Tumultuant hatte die tollsten

Einfälle, brachte seine sechzehn Teckel in des Meisters Zimmer nebst zwei großen Pferden und arrangierte eine ganze Zirkusvorstellung. Der Meister schüttelte sich vor Lachen.

Des Abends bat er Liszt in höchst origineller Weise, etwas vorzuspielen. Er sagte: „Lieber Meister, klimpern Sie uns etwas vor!" Der Meister antwortete: „So aufrichtig hat mich noch niemand zu spielen aufgefordert," setzte sich ans Klavier und spielte. Der Tumultuant wurde ernst und küßte vor Ergriffenheit dem großen Manne die Hand.

Liszt fuhr über Debreczin nach Budapest, ich aber eilte zu meinem treuen Freund und Sekretär nach Tetétlen. Dieser war todkrank und hatte schon die Besinnung verloren. Doch als ich eintrat, schlug er die Augen wieder auf und sprach: „Danke, danke, daß Sie gekommen sind. Nun wollen wir noch das letzte Glas leeren!" Er verlangte Bier. Als die Gläser gefüllt waren, hob er das seine zu seinen blassen Lippen und sagte: „Prosit!" Nachdem er einen Schluck getan hatte, nahm er mich bei der Hand und blickte mir lange mit einem unbeschreiblich warmen, überirdischen Blick in die Augen. Und dann redete er mich das erste- und letztemal mit einem warmen „Du" an. Zitternd und wehmütig klang es aus seinem Munde: „Dein alter Kamerad stirbt." Er sank zurück und war tot. — Die Festeskerzen waren kaum erloschen, und ich mußte schon wieder die Totenlichter an dem Sarge eines treuen, lieben Freundes anzünden.

Im April desselben Jahres spielte Liszt mit mir zugunsten Szegedins in Wien. Das Konzert fand im Ministerium des Äußern im Palais am Ballplatz statt. Graf

und Gräfin Julius Andrássy machten dabei die Honneurs. Seine Majestät der Kaiser und König erschien, viele Erzherzoge, Botschafter, mit einem Worte das ganze illustre Wien. Die Darbietungen begannen mit dem Es-Moll-Trauermarsch Schuberts und endeten mit dem Rákóczymarsch. Wieder erklang diese nationale Weise vor unserem König, und niemand fand es anstößig. Kein Polizeiminister erbleichte wie zu Anfang der fünfziger Jahre. Neben unserem König saß der Minister des Äußern, Graf J. Andrássy, der einst zum Tode verurteilte Rebell, und aus den mächtigen Akkorden tönte wie eine Siegeshymne des freien Ungarns Königstreue. Die Szegediner Katastrophe hatte das Band zwischen König und Land noch enger geschlossen, und durch die Teilnahme Seiner Majestät wurde das ganze Land gerührt und ergriffen. Ein Teil Szegedins war verschwunden, verschlungen von schmutzigen Wellen. Vom anderen Teil ragten nur noch einzelne Dächer und Giebel aus dem Wasser. Die ganze Bewohnerschaft kampierte mit Kind und Kegel auf dem großen Bahndamm. Da erschien der König. Tief erschüttert blickte er auf diese Verwüstung, und Tränen traten in seine Augen. Ein alter Bauer, der das bemerkte, sagte zu ihm: „Weine nicht, König, durch deine Tränen wächst ja nur das verfluchte Wasser. Diese schmutzigen Stätten sind keine Königstränen wert, wir werden sie schon aufbauen!“ Sie sind später durch den tatkräftigen Beistand ganz Europas aufgebaut worden, in erster Linie durch Deutschlands Hilfe, dessen Großmut der Name einer Straße, „Berliner Straße“, auf ewige Zeiten verkündet.

Doch zurück zu Liszts Konzert. Mein großer Meister war in der gehobensten Stimmung, spielte bezaubernd wie immer, nur im Rákóczymarsch versetzte er mich in wahre

Todesangst. Im Mittelsatz fing er nämlich an zu improvisieren. Er warf seinen Kopf zurück und führte die Phrase in allen Tonarten weiter. Ich blickte ihn entsetzt und flehend an, er aber lächelte und spielte immerzu. Was soll ich tun? dachte ich, aufhören kann ich nicht, wenn jemand mit Liszt spielt und aufhört, so ist er ja der Schuldige! Mit Todesverachtung fing ich an, chromatische Oktavenläufe zu donnern, und dort beginnend, wo er mir auf der Klaviatur Platz ließ. Es klappte famos, und Liszt raunte mir zu: „Bravo, Géza, Bravo!" Endlich kam er auf das alte Hauptgleis zurück, und das Stück schloß in seiner alten Weise.

Das glänzend verlaufene Konzert brachte einen Reingewinn von über 10000 Kronen. Der gute große Liszt war darüber überglücklich.

In Budapest blieb der Meister dieses Jahr länger als gewöhnlich, und ich hatte die Freude, ihn täglich zu sehen. Wenn er Besuch bekam, Künstler oder Schriftsteller von Namen, so brachte er sie immer in mein Haus. Es waren schöne Tage. Bodenstedt, Jordan, Saint-Saëns, Delibes, Joachim, Madame Jael, Ole Bull und viele andere lernte ich so teils kennen, teils erneuerte ich die Bekanntschaft. Eines Abends traf ich Amadé Saissy (einen Franzosen, der sich mit der ungarischen Literatur befaßte) und den vaterländischen Schriftsteller Komocsy bei Liszt an. Die beiden Herren führten einen gastronomischen Redekampf. Der eine pries die französische, der andere die ungarische Küche. Liszt beschwichtigte die Streitenden und sprach: „Dies müßte durch eßbare Beweise entschieden werden; da aber die Herren keine Köche sind — — —" Saissy unterbrach den Meister: „Ich bin ein Koch!" — „Ich auch!" fügte Komocsy hinzu.

„Bravo!“ rief ich dazwiſchen, „dann fechten Sie den Zweikampf in meiner Küche aus!“ Geſagt, getan. Am nächſten Abend fand das Duell unter ſchweren Bedingungen ſtatt. Doktor Agay, unſer vorzüglicher humoriſtiſcher Schriftſteller, hat dieſen Abend ſeinerzeit im „Peſter Lloyd“ launig beſchrieben. Mit ſeiner freundlichen Erlaubnis laſſe ich den Artikel folgen.

Turnierspiel im Ofen

27. Februar.

In dieser prosaischen Zeit ein Turnierspiel? Ein Turnierspiel mit tapferen Rittern, die, einen Reim auf den Lippen und den Stahl des Gegners in der Brust, ihr junges Leben seufzend für die Dame ihres Herzens auf dem Sande aushauchen?!

Nein! Die, wegen welcher ich meine Leier rühre, sind zwar auch Sänger, aber sie sterben nicht. Auch sie sind Helden, in ihren Händen blinkt gleichfalls das scharfe Eisen, aber sie stoßen es nicht in den blühenden Leib eines jungen Ritters, hacken damit totes Fleisch.

Ich will es nur gleich sagen: ich besinge wetteifernde Köche, noch dazu Dichterköche.

Ein französischer und ein ungarischer Dichter, ein französischer und ein ungarischer Koch messen sich in ihrer Kunst miteinander.

Jenen haben die süßen Romanzen Rebouls eingewiegt, und Brillat-Savarin war seine zweite Amme — nach der süßen Mutterbrust die Sauce. Denn das erste, was das französische Kind nach der Muttermilch bekommt, ist die Sauce oder die Remoulade. Der Papa schiebt die Mama fort, nimmt sein kleines Kind auf den Schoß, träufelt ihm Sauce in den Mund und wartet, des Erfolges sicher, mit strahlendem Gesichte auf das Resultat.

„Eh bien, mon garçon, qu'en dis-tu?"

Und wenn es ein französischer Vollblutsäugling ist, so sieht es lächelnd auf den Papa und schnalzt mit der kleinen Zunge.

Der andere, der ungarische Dichterkoch, ist vom Geschlecht der Petőfi und Karikas; zweifelt man an seiner

edlen Abkunft, so schlägt er sein Diplom auf, welches der Großkanzler Szana aufgesetzt und der Großmeister Jókai unterschrieben hat. So viel im Interesse seines poetischen Kredites, den er sich übrigens schon vor seiner Adelung durch viele schwungvolle, und wenn sie nicht recht aufgingen, wohlgesetzte Gerichte, ich will sagen Gedichte, erworben hat.

Unter seinen Bearbeitungen verdient der Breikoch mit Anerkennung erwähnt zu werden. Seine Originalwerke, die idyllischen Klößchen, die mutwillige Tarhonya, das beißende Paprikás, die schwärmerischen Buchteln, das leidenschaftliche Pörkölt wird niemand in sich aufnehmen, ohne daran reichen Genuß zu finden; in seinen wissenschaftlichen Werken hat er die schismatischen Nockerln abgerundet, in das positive Knödelsystem gebracht, und nicht minder hat er durch seine ins Gebiet der Theologie einschlagenden, auf die Fasten bezüglichen Werke Einfluß geübt, indem er die strikten Bekenner der sauren Rüben durch das Dogma des gefüllten Krauts zu seiner Lehre begehrte.

Und wir können alle aufrichtig eingestehen, daß Eierspeise mit Schwämmchen, wenn sie mürbe ist, ohne zu zerfallen, mehr wert ist als ein mittelmäßiges Gedicht; ein saftiger Spießbraten mehr als ein am Spieß der Liebe bei heißen Flammen sich abquälendes Herz, und ein flaumiger Kuchen mehr als hundert Seufzer, mit welchen ein getäuschter Dichter sich von dieser trügerischen Welt abwendet.

Diese große Wettstreitproduktion war daher nicht etwa ein „abstraktes Begriffspoem", sondern in Wirklichkeit „Fleisch und Blut".

Wo dieses Turnier stattgefunden hat? Am Herd eines jungen kleinen Königs, der mit der Dame seines Herzens

in einem stillen Palast Hof hält, wo die Laute tönt und die Zither klingt.

„Wir wollen einmal ein olympisches Diner haben," sagte der kleine König zu seiner kleinen Königin; „die Dichter selbst sollen uns ambrosische Suppe kochen; du, meine Liebe, brauchst den Priestern nur die Opfertiere zu geben: das wollige Lamm, den schuppenbedeckten Fisch, den gefiederten Vogel. Für den Falerner zu dem Opfermahl werde ich schon sorgen. Wir laden dazu die Weisen und Schriftgelehrten von Eßreich-Hungern, die Großen der Gourmandie und die geweihten Priester der Literatur, damit die essen und trinken und ‚zu Gericht' sitzen!"

Die kleine Königin lächelte holdselig und nickte zustimmend mit ihrem schönen Köpfchen.

„Also auf, ihr Dichterköche!"

Und das jungfräuliche Öl der Provence kräuselte sich und begann zu schäumen, und das Alfölder Paprikás wurde heiß und rot. Hier Orangen und Lorbeer, dort Zwiebel und Hirse; hier ausgelöstes Hummerfleisch, dort dünn geschnittener Speck; hier Sprudler, dort Rührlöffel; als Vermittlungsidiom zwischen der ungarischen und französischen „Zunge" eine feine Kalbszunge; hier „nom d'une pipe!" dort wieder „terringette!" Bertran de Born und Petőfi. Ein Gedanke spornt beide, beide erhitzt eine Flamme. En avant, mon brave! Landsmann halte dich tapfer!

Die Butter schmilzt, das Fett prasselt, die Sauce verdickt sich schon, die Zwiebel bräunt sich, der Brei prasselt, die Salatblätter flüstern, der Deckel der Pfanne tanzt, vom hervordringenden Dunst in Bewegung gesetzt; das Feuer knistert, die Mehlspeise brodelt, das Öl lindert die Wunden der Äpfel und Kartoffeln, die schließlich ganz zerfallen und

ein formloses, unverständliches Gemenge werden. Fragen wir nicht, was daraus wird. Frauen, Gedichte und Speisen darf man nicht ansehen, wenn sie noch in tiefem Negligé sind.

Inzwischen versammelten sich die Richter, um, an der Gerichtstafel Platz nehmend, ans Werk zu gehen, oder wie es im diplomatischen französischen Text der Einladung zu lesen ist: „pour opiner avec connaissance de causes."

Da sitzt, seine Toga auseinandergeschlagen, Augustus Gregustator.[1]) Neben ihm Carolus Saxonius Nimivorax Toaster,[2]) schwärmerisch nach der Tür blickend, wo zum Teufel denn der Gulyás bleibe! Vor dem Kamin bewegt sich unruhig Paululus Julianus Choleductor,[3]) eine kritische Lupe in der Hand, mit der er kleine Fehler sucht. Schließlich Joannunculus Piperculus,[4]) der ihm die gesuchten Kleinigkeiten in hellen Haufen zeigt. Alle diese werden den Franciscus Claviator Maximus[5]) stillschweigend als ihr Haupt anerkennen; wenn er nur schon käme, denn die Haruspexe brennen schon danach, ihres Amtes zu walten. Die sechste Stunde naht, die Zeit des Abendmahls, und sie haben noch nicht einmal zu Mittag gegessen.

Und es erschien auch der alte Olympier, aber die Konzertköche säumen noch immer. Man schickt einen Boten nach dem andern in die Küche. Doch der Bote kehrt keuchend zurück und spricht: „Die Suppe ist noch nicht abgeseiht!" Gütiger Apollo, sie sind sich vielleicht gegenseitig in die weiße Mütze gefahren! Oh, der Wettstreit hat keine Schranken, und die Poeten und Köche sind ein neidisches Volk. Der

---

[1]) Greguß, Professor der Ästhetik. — [2]) Karl Szasz, Dichter, Danteübersetzer. — [3]) Paul Gyulay, gefürchteter Kritiker. — [4]) Dr. Agay. — [5]) Liszt.

eine hat vielleicht schon seinen Bratspieß ergriffen, oder der andere seine Hummerschere, und jetzt sind sie vielleicht schon in einem blutigen Zweikampfe begriffen. Oder, was noch schrecklicher wäre, der Ungar hat dem Franzosen Paprika in die Sauce à la tartare geschüttet, und dieser Pomeranzenschale ins Gulyás getan. Schauderhaft! Die vom Hunger erregten Sinne sehen Fiebergebilde, aus dem knurrenden Magen dringen fürchterliche Dämpfe ins Hirn.

Der kleine König sieht teilnahmsvoll auf die Not der Schriftgelehrten, die kleine Königin aber bricht die kleinen weißen Hände und kann in ihrem Schmerz das Lachen kaum verbeißen.

Endlich!... Endlich!... Unversehrt tritt der ungarische Lautenschläger ein, Josephus Comocincinnatus. Hinter ihm die beschnürten Ganymede mit der Suppe.

Wie das herbstlich fahle Feld ... Doch lassen wir jetzt das Dichten, essen wir lieber! Oh, der schlaue Poet! Oh, der verschlagene Koch! Triumphierend empfängt er das gierige Schlürfen; aber hungrig, wie wir waren, hätten wir auch Unschlittkerzen, in Petroleum eingebrockt, mit Genuß verschlungen. Unter ähnlichen Umständen gewinnen unsere Dichter die 100- und 400-Dukaten-Preise, und dann wird ihr Werk, weil es nicht das allerschlechteste war, als „preisgekrönte Dichtung" gedruckt. Die durch verzehrenden Hunger verwirrten und in reichliche Salivation geratenen Papillen waren also inkompetent, über das Gulasch ein authentisches Urteil zu fällen, und es kam gar nicht einmal dazu, denn kaum hatte man zu kosten angefangen, so war es schon bis auf den letzten Bissen verzehrt. Nichts blieb davon übrig, selbst auf den Verfasser war nur ein halber Teller voll gekommen. Dies war der erste und größte Gang.

Als zweiter Gang erfolgte Fogas mit Provencer Ölsauce, „médité par Mr. Amédé Saissy“. Denn dies war der andere Kochtroubadour, der Übersetzer von Aranys Ballade „Das Bahrgericht“. Da lag der wackere Fisch in einem gelblichgrünen Gemenge, tot, ermordet. Ein Bahrgericht! ruft der Hausherr. Die Richter der Ordalie urteilten rasch. Nach sechsthalb Minuten trugen die Aufwärter ein klägliches Gerippe hinaus, und von der Remoulade sah man nur mehr schwache Spuren am Goldrande der Teller.

Das Fleischgericht des „deuxième service“ war der Gegenstand eines großen Wettstreites zwischen den Dichterköchen. Amadeus wollte aus der Lende eines ungarischen Ochsen „Châteaubriands“ schneiden, worauf Josephus entgegnete, der Ochs, der das Gulasch geliefert hat, könne nicht zugeben, daß sein Bestes brühwarm ins Französische übersetzt werde, ehe es noch im Original erschienen ist. Es hat sich zwar schon ereignet, daß ein Roman von Jókai vorher in einer fremden Sprache und dann erst ungarisch erschienen ist. Aber Quod licet Jovi, non licet bovi. Dies entschied, und als man den gewaltigen Psoasmuskel an den Spieß steckte, ließ Meister Amadeus traurig den Kopf sinken, aß aber mit gutem Appetit davon.

Und jetzt, nach dem Medoc und Grand Bakator, knallte der Grand Mousseux rouge und donnerte Carolus Saxonius Toaster einen Toast auf die kleine Königin, welche den beiden Priestern die schreckliche Verwüstung, die sie unter den Opfertieren angerichtet, mit Sanftmut nachsieht.

Die hierauf folgende Omelette (élaborée par Mr. A. S.), auf welche der Franzose einen ganzen Frühling von feinen Kräutern und eine verrückte Menge genießbarer Schwämme

verschwendet hat, bereitete den alten ungarischen Weinen, die sich gar wohl fühlten, ein weiches Bette.

Neben der braunroten Zierde des dritten Ganges, dem Indianbraten, strahlte „toute la salade" — toute la lyre! Ein poetisches Produkt der Küche, frei nach Viktor Hugo. Jetzt erst verstanden wir den enzyklopädischen Mannageschmack. In einem Bissen hatte man Hummer und Ananas, Kartoffel und Orange, grüne Fisolen und Senf, Süßes und Saures, Mildes und Beißendes. Wir ließen die übriggebliebenen Lorbeerblätter aus der Küche holen und streuten sie dem Meister Amadeus aufs Haupt. Wenig achteten wir dann schon der schweren „Turos galuska" (strophes champêtres) des Meister Josef, in welchen der Verfasser nach der Meinung eines der Richter eine sehr dauerhafte Arbeit geleistet hat, indem er sie nach der Art der „unzerreißbaren Kinderbücher" konstruierte.

Franziskus, der Klaviator Maximus, summierte die Meinungen der Richter und enunziierte: Diese gastronomische Sinfonie stehe hoch über aller Programmusik, und wenn er nicht schon die Geschichte beschrieben hätte, wie sich im Körbchen der heiligen Landgräfin die Rosen in Brot verwandelten, so wollte er das neue Wunder beschreiben, wie das Lied zum duftenden Braten und der Poet selber zum Kochkünstler wird.

Ob das Lied, ob der Braten in seiner Art gelungen war?

Je nun, das Jüngste pflegt ja immer auch das Beste zu sein, und es wäre sicherlich das letzte das erste gewesen, wenn uns nicht die kleine Königin, um eine etwaige peinliche Kontroverse hintanzuhalten, mit dem Dessert und der kleine König selber mit seinen alles bezwingenden Weinen zu Hilfe gekommen wäre.

Da plötzlich — welch silberhell klingendes, liebliches Lachen! Die kleinen Königsfräulein stürmen in den Speisesaal. Welche Freude, welches Glück gewähren doch die Kinder! Sie stoßen der Reihe nach mit uns an, und in demselben Augenblicke sänftigt sich die flammende Zornesröte zum milden Rosaschein; Gemütlichkeit und behaglicher Scherz gewinnen allenthalben den Boden.

Freund Karolus wird warm und gibt uns eine amüsante Historie aus jenen Zeiten zum besten, als sich das Land noch siebenundsiebzig humoristischer Blätter erfreute. In einem derselben wurde erzählt, er — Karolus — sei bereits alles gewesen im Leben, nur eins nicht: kein Photograph. Der Scherz gefiel ihm so gut, daß er sich fürchterlich darüber ärgerte; er kaufte sich die Nummer, und sobald ihn die Fröhlichkeit zu übermannen drohte, zog er sie aus der Tasche und ärgerte sich weidlich. Einmal kam er auf der Reise in eine Provinzialstadt und stieg bei der „Grünen Bretzen" ab. Kaum hatte er sich noch den Staub der Landstraße aus dem Gesichte gewaschen, so stürmte ein schmucker junger Bursche ins Zimmer und fragte keuchend, ob der Herr der Photograph sei. Er müsse ihn — den Besucher — sofort abkonterfeien, er wolle das Porträt seiner Biri verehren. Karolus zog überglücklich das Witzblatt hervor, breitete es auf dem Tische aus und sprach: „Herr, alles bin ich im Leben schon gewesen, nur kein Photograph!" Dabei wies er triumphierend mit dem Zeigefinger auf die Schlußzeile, welche die Bestätigung seiner Angabe enthielt. Das war seine höchste Genugtuung auf dieser Welt, und auch die verdankte er seinem Feinde.

Auf diese unterhaltliche und harmlose Geschichte verdünnte sich Paululus Julianus Choleduktors Galle der-

maßen, daß er uns den nachstehenden lustigen Fall erzählte, der dieser Tage nicht nur die Gesellschaft, sondern auch ihn selber weidlich lachen gemacht hatte.

„Wir waren auf einem Hausball," begann er. „Die Jugend tanzte mit wahrem Feuereifer Tschardasch und Walzer. Unsere Wirte waren voll Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft, zumal der Hausherr, ein Gelehrter von europäischer Berühmtheit. Als solcher ist er natürlich auch kurzsichtig; so viel aber bemerkte er doch, daß die Dame, die neben ihm saß, ihr Taschentuch fallen gelassen hatte. Er beugte sich, um es aufzunehmen; die Dame deprezierte. „Ach, wozu denn so übermäßig bescheiden!" rief der alte Herr. „So berühmt ist kein Gelehrter und so unbeholfen kein alter Mann, daß er sich einer schönen Frau zu Gefallen nicht bücken sollte."

Allein die schöne Frau verbat sich nur desto energischer den ritterlichen Dienst, und sie konnte wohl auch nicht anders, denn der galante Herr Professor wollte mit aller Gewalt — die Schleppe seiner Nachbarin aufheben, deren vorstehenden weißen Spitzenbesatz er für ein Taschentuch ansah."

Das ging so eine Zeitlang fort, bis sich der Papa der niedlichen Püppchen ans Klavier setzte und mit seiner berühmten linken Hand zu spielen begann. Man sagt von ihm, zu dieser linken Hand habe er sich die Kunst vermählt. Koloman Széll beschloß — wie ich seinerzeit im „Borsszem Jankó" gelesen habe —, als er den linkshändigen Künstler hörte, fortan auf die rechten Hände die Luxussteuer zu legen.

Dieser glückliche kleine König ist Künstler und Dichter zugleich, obschon er es, wie Rothschild von Meyerbeer sagte, Gott sei Dank nicht nötig hat. Und während der Vater spielte, trippelte das vierjährige Gretchen zu ihm hin; sie wollte jetzt singen, und Väterchen solle sie „bedleiten", und

nun hob das allerliebste kleine Ding an und sang zu unser aller Herzensfreude das „Pi-pi-pijosz tendö" so schmuck und korrekt, als man es nur immer hören kann. Um den Applaus, der da losbrach, hätte Frau Soldos sie beneiden können.

Auf der Etagere liegen Klavierpiecen für eine Hand aufgehäuft, deren Autor zum Teil der Hausherr selber ist. Auf der inwendigen Seite eines Heftes ein Autogramm Franz Liszts, in welchem er, für die Widmung dankend, unter anderem schreibt: „En guise de remerciement pour cette amicale dédicace je vous offre ma transcription à l'usage des pianistes bimanes."

Der Klaviator Maximus erhob sich vom Whisttische, schüttelte die weiße Mähne und trat mit leisen Schritten ans Klavier. Der wackere Bösendorfer nahm die Liebkosung der gewaltigen Hand mit ruhiger Freude hin; wir anderen aber, wir drängten das Wort zurück, das uns bereits auf die Lippen getreten war, brachen unsere Gespräche ab und standen mit zurückgehaltenem Atem harrend da. Der Maestro redete vom Rhythmus der Masurka und begleitete seine Worte mit besonderen Gesten, indem er mit den schmalen Händen eine unsichtbare wellenförmig bewegte Luftlinie entlang fingerte. Dann trat er gegen das Instrument zurück und schlug eine Taste an — ah! Und dann eine zweite — ah, ah! Dann wendete er sich langsam um, setzte sich ans Klavier und versenkte alle zehn Finger zumal in die Tasten. Es begann ein wundervolles Musikstück, eine Masurka von Chopin ... Neckisch flatterte das schöne Mädchen dahin, stattlich an ihrer Seite der leidenschaftliche Jüngling ... Schluchzend, in seliger Umarmung schwören sie einander ewige, unvergängliche Liebe zu, um gleich darauf wieder trutzig voneinander zu gehen ... Bald zuckt knisternd

lodernder Flammenschein empor, bald liegt zauberischer Mondschein über den träumerischen See ausgegossen ... Und ich liege im bequemen Armstuhl ausgestreckt und sauge den Duft einer massigen Regalia ein. So hat vielleicht noch niemand, selbst kein König, das Spiel unseres Klaviators Maximus genossen. Hier verwirklichte sich mir ein Ideal. Nur noch Beethovens Siebente Sinfonie möchte ich so mit anhören, die Zigarre schmauchend und auf das Sofa hingestreckt. So stelle ich mir das Himmelreich vor.

In Comocincinnatus, dem ungarischen Dichterkoch, flammt der Paprika der Begeisterung auf; er stürzt ans Klavier und küßt die dreiundsechzigjährigen Finger, deren jede Faser ein jugendfrisches Leben lebt. Wie schon einmal, sah ich auch jetzt wieder zwischen den Tasten und den Fingern des Meisters jene märchenhaft klingenden Silbersaiten aufblinken. Ich hörte sie nicht bloß, ich sah sie.

Théophile Gautier spricht in einem seiner Feuilletons gleichfalls von einem Zauber des Meisters und erklärt denselben nach Maestro Amadeus' Darlegung folgendermaßen:

Der Schriftsteller steht unmittelbar hinter dem Künstler; er hört, aber er versteht den Spuk nicht. Er hat ja doch nur zwei Hände, sagt Gautier zu sich selber; oder sollte doch irgendeine Hexerei im Spiele sein? Er wischt seine Brille blank, bewaffnet sein Auge und — vlan! — es ist, wie er vermutete: Dort drinnen im Klavier arbeitet noch einer, der dem Künstler hilft. Nur spielt jener andere — umgekehrt. Er hatte im Spiegel der blankpolierten Platte die anderen zwei Hände gesehen, und nun war ihm der ganze Zauber klar."

So verlief die Turnierfeier in der Ofener Festung.

Liszt-Briefe und kleinere Ereignisse

Im April reiste Liszt nach Weimar und schrieb mir von dort aus den folgenden Brief.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß Liszt durchweg französisch zu korrespondieren pflegte und sich auch im schriftlichen Verkehre mit mir nie einer anderen als dieser Sprache bediente. Er schrieb ein herrliches Französisch.

Trotzdem ich mir bewußt bin, daß durch eine Übertragung in das Deutsche mancher feine Zug verwischt werden und ein Teil des blendenden Glanzes, der gerade für den Stilisten Liszt charakteristisch ist, verloren gehen muß, entschließe ich mich nach reiflicher Überlegung doch dazu, in Hinsicht auf diejenigen meiner Leser, die nicht in ganz enger Fühlung mit der französischen Sprache stehen, an Stelle der originalen Form eine Übersetzung zu geben, die zwar frei gehalten ist, sich aber dem Sinne nach so eng an die Urgestalt anschließt, als dies eben jedesmal möglich ist.

Liszt also schrieb mir:

Sehr lieber vortrefflicher Freund!

Ich applaudiere aufrichtig zu Ihren dauernden Erfolgen. Dieselben sind von bester Art, in Wien wie überall.

Sie werden nur sorgen müssen, sie auf eine vernünftige Anzahl zu beschränken. Zu diesem Zweck

wird Ihnen Ihr unsichtbarer Metronom am besten dienen, dessen Ticktack Sie so gut kennen. Dank Ihrer Empfehlung hat sich der alte Freund Ihres Hauses, Michael von Csiky, erbötig erklärt, den Ehrensold, den Seine Majestät die Gnade hatte mir anzuweisen, vierteljährlich statt meiner zu erheben und mir zukommen zu lassen. Im übrigen erwähne ich, daß ich diese Summe von etwas mehr als 4000 Gulden nur in Budapest zu meinem Unterhalt verwenden will, ohne mir den Luxus eines Fiakers oder sonstiger Bequemlichkeiten zu gönnen. Als mich im Jahre 1871 der so illustre Graf Julius Andrássy dazu bestimmte, in Budapest eine fixe Stellung anzunehmen, hatte er mit meiner relativen Armut gerechnet. Sie, sehr lieber Freund, kennen meine exzeptionelle Situation in Ungarn besser als alle anderen Menschen. Tausend Dank, daß Sie mir dieselbe erleichtern. Da die Freunde meiner Freunde auch die meinigen sind, so werde ich morgen die Empfehlungsschreiben, die H. Saissy von mir für Paris verlangt, absenden. Er hat sich verdienstlich mit der ungarischen Literatur befaßt, darum empfehle ich ihn auch einigen Mitgliedern der Französischen Akademie, wie Legouvé, Ollivier und Emile de Girardin. Weimar ist nicht weiter von Wien entfernt als Klausenburg (unvergeßlichen Andenkens). Vielleicht finden Sie auch hier einige schöne, schlaflose Nächte, die in der Poesie so fruchtbringend sind. Die Manen Schillers und Goethes laden Sie ein. Meine Bleistifte, Federn und Tintenfässer erwarten die Gunst, sich Ihnen dienstbar erweisen zu können, und mir würden Sie durch Ihre Anwesenheit eine sehr große Freude (grandissime

plaisir) bereiten. Wenn Sie kein unüberwindlicher Widerstand verhindert, so kommen Sie für die letzte Woche des Mai nach Weimar, von wo wir vereint die Tonkünstlerversammlung in Wiesbaden am 2. Juni besuchen könnten. Das Programm sende ich Ihnen sofort nach seinem Erscheinen. Ich bitte, meine aufrichtige Verehrung und Huldigung der Frau Gräfin Géza Zichy aussprechen zu wollen.

Ihr sehr ergebener Freund

Weimar, den 28. April 1879.

F. Liszt.

Dieser Brief enthält eine rührende, ergreifende Stelle. Liszt, der große Liszt, will die 4000 Gulden Ehrensold, die ihm Seine Majestät ohne jede Verpflichtung verliehen hat, „nur in Budapest zu seinem Unterhalt verwenden und sich gar keinen Luxus gönnen, nicht einmal eine Droschke erster Güte". Das ist die Gesinnung eines Kavaliers, eines Ritters vom Scheitel bis zur Sohle.

Einige Wochen später, im Juni desselben Jahres, ladet mich Liszt wieder nach Weimar ein, schreibt dabei einige Bemerkungen über meine Ballade „Des Jägers Rache", die Lewinski in Wien deklamiert hatte, verlangt die Zusendung meiner neuesten Lieder und erkundigt sich nach dem Befinden Aladár Juhász' (einer seiner vorzüglichsten Schüler). Am Schlusse sendet er mir Grüße Bodenstedts. Wieder einige Wochen danach, am 25. Juli 1879, legt er mir Aladár Juhász aufs neue ans Herz:

Ich empfehle Ihnen, sehr lieber Freund, Aladár Juhász aufs wärmste. Ich rechne auf ihn, damit er unserer Musikakademie in Ungarn und in der Fremde

Ehre mache. Wenn er gesund wird, so ist sein Künstlerruf gesichert. Unter den jungen ungarischen Musikern und Virtuosenpianisten kenne ich keinen einzigen so auffallend begabten und vorgeschrittenen wie ihn.

Aladár Juhász ist in der Tat eine der merkwürdigsten Künstlergestalten, die mir je begegnet sind. Ein kleines gebrechliches Männchen, der Typ eines Sokrates. Hochbegabt, gelehrt, Philosoph, Musiker und Pianist in einer Person, ohne jede Ambition und Eitelkeit hat er seine Kunst eigentlich nur zu seinem Vergnügen ausgeübt, nie Konzertreisen unternommen und sich nie gebrüstet. Er war Jahre hindurch der Lehrer meiner Kinder, und ich hatte Gelegenheit, nicht nur sein Wissen, sondern auch seinen ritterlichen Seelenadel kennen und lieben zu lernen. Er war meine rechte Hand und half mir, die klassische Literatur des Klaviers kennen zu lernen. Seine Neigungen und Studien waren wechselnd, sprunghaft. Eine Zeitlang vertiefte er sich in den Brahmanismus, sodann in die christliche Theologie, studierte Philosophie, die Zendavesta, hierauf Medizin, verfaßte ein System des stehenden Klavierspieles und der runden Handbewegungen, um sich endlich mit Leidenschaft in das Schachspiel zu vertiefen. Zur Charakterisierung seiner Denk- und Ausdrucksweise schließe ich hier einige Proben seiner Ausführungen an:

I. Das „Physiologikon" ist ein Apparat, welcher ohne eine interne Modifikation des Klavierkörpers eine beliebige Abwechslung der sitzenden Lage mit der stehenden gestattet. In der stehenden Position kann das rechte Pedal nach Belieben bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuße (Ferse) getreten werden. Der Zweck hiervon ist:

1. die Paralysation der bei dem vielen Üben in der einseitigen Körperlage sich leicht einstellenden hygienischen Schäden,

2. die Ermöglichung einer exakteren motorischen und sensiblen Innervation des Spielorganismus auf Grund der mit der stehenden Lage verbundenen physiologischen Prozesse, und zufolge dessen, das heißt der Intensivierung des Übens, die Abkürzung der Übungsdauer. Die Sache ist ganz neu. In Deutschland patentiert.

II. Die Rotationstechnik. Diese stellt einen klavieristischen Spieltypus dar (Typus = ein überwiegend durchgeführtes Verfahren), welcher sich auf einen korrelativen Komplex von Handgelenk-, Ellbogen- und Schulterfunktionen gründet, und der dann im Verein mit den zu bestimmten Handgriffen sich zusammenschließenden, sehr limitierten Fingerbewegungen sich zur Bewältigung der meisten exekutiven Arbeiten eignet. Hierbei diente mir als Vorbild F. Liszts Spiel und als Anregung die modernen deutschen pädagogischen Bestrebungen. In Anbetracht der heutzutage so differenzierten Interessenkreise des enorm angewachsenen Klavierpublikums wäre es schon an der Zeit, beim Unterricht nicht nur zu individualisieren, sondern je nach den Indikationen in konträren Typen zu kategorisieren.

Wie oft fand ich Juhász unter dem Klavier liegend und Schachprobleme lösend! Er ist ein viel zu begabter Mensch, all diese Früchte konnten nicht zu voller Reife gelangen. Pathologisch ist er ein Wunder. Ich habe nie einen elenderen Körper gesehen, der dabei in den Händen

solch eine Riesenkraft besessen hätte. Schon in seiner frühen Jugend fing er an, Blut zu speien. Und er wurde so schwach und hinfällig, daß jeder Arzt sein Leben aufgab. Dies wiederholte sich mehrere Male. Er genaß aber trotzdem und lebt heute noch.

Wie ich schon früher erwähnte, hatte ich viel durch meinen verletzten Fuß zu leiden und wurde endlich durch Billroth in Wien geheilt. Ich hatte dies Liszt mitgeteilt, und er antwortete:

Sehr lieber Freund!

Das sind ja erfreuliche Nachrichten! Sie sind wieder auf guten Fuß gestellt, nicht im metaphorischen Sinn, Sie haben es nicht nötig, hergestellt zu werden, sondern ich meine die wirklichen Füße aus Fleisch und Bein, mit denen man geht. Hüten Sie sich, vor dem illustren Billroth Ihre bescheidenen Ansichten über den grenzenlosen Enthusiasmus, der dem Genie Brahms gezollt wird, auszusprechen! Er wäre imstande, böse zu sein und Ihrem geheilten Fuße ein schlechtes Andenken zu bewahren. — Es freut mich, daß Sie Ihre poetische Erzählung, „Die Hexe von Leányvár", beendet haben und sehne mich danach, baldigst ihre angenehme Bekanntschaft machen zu können. Die Poesie und die Musik versuchen es, so gut sie es eben imstande sind, die unheilbaren Leiden unseres irdischen Daseins zu heilen. Trost und Kraft verleiht aber nur das Kreuz Jesu Christi!

Das erste Wort über ein in Wien geplantes Liszt-konzert schreiben Sie mir soeben. Ich kann mir gar nicht vorstellen, welche Veranlassung sich dazu böte.

Wenn es wirklich stattfinden sollte, so werden wir das Programm in Budapest Mitte Januar festsetzen. Im übrigen scheint mir keine einzige meiner Kompositionen empfehlungswürdig. Die Wahl der am wenigsten inopportunen werden Hellmesberger und Zellner treffen. Je mehr ich arbeite, desto mehr nimmt meine aufrichtige Bescheidenheit meinen Werken gegenüber zu. Wenn sie überhaupt etwas wert sind, so sind sie es nur durch die Sympathie anderer und vielleicht durch ihre Verwandtschaft mit Werken unvergleichlich höheren Wertes. Ich bedauere, daß unser Freund Mihalovich nicht mehr Terrain gewinnt. Es ist gewiß nicht der Mangel an Talent und Verstand schuld daran, aber der Mangel an Glück. Daß Abrányi sich neuerdings vermählt hat, setzt mich in Erstaunen. Diese Tatsache bekräftigt das Problem der Ehescheidung, dessen größter Panegyriker Alexander Dumas sich mit seinen neuesten Werken die Krone aufgesetzt hat. Die Scharmützel der Pester Montecchi und Capuletti der Herren D. und P. werden, wenn diese ihr Gezänk fortsetzen, das Interesse des Publikums auf die Dauer nicht mehr lang in Anspruch nehmen. Beide Teile wollen nicht einsehen, daß die Kassen ihrer Läden nicht als Romeo und Julie figurieren können. Mein heißester Wunsch ist der, daß in Budapest das musikalische Leben und Gebaren korrekt und völlig rein sei (oder werde). Meine Bemühungen verfolgen diesen Zweck; unterstützen Sie mich kräftig, sehr lieber Freund. Eine gewisse unanständige Routine, die in manchen Ländern gebräuchlich ist, würde in Ungarn nicht von Nutzen sein; im Gegenteil, wir dadurch nur die Vornehmheit

Die Hexe von Leányvár
Illustriert von Michael Zichy

BOSTON PUBLIC LIBRARY

unserer Abstammung verlieren. Seien wir denn, einfach gesagt, sehr anständig, wenn auch manchmal ungeschickt, aber immer unerschütterlich ritterlich, wie es den Magyaren geziemt.

Auf Wiedersehen in Budapest!

Ihr Ihnen von Herzen immerdar sehr ergebener

F. Liszt.

Rom, den 22. Dezember 1879.

Zu Anfang des Jahres 1880 erschien meine poetische Erzählung „Martha Rößl, die Hexe von Leányvár". Das Buch wurde von meinem lieben Vetter Michael Zichy mit herrlichen Illustrationen geschmückt. Als Kuriosum zitiere ich einige Zeilen eines Blattes, welches mich mit den allerfremdesten Federn schmückt und mit der Palette eines großen Malers beschenkt:

„Martha Rößl, die Hexe von Leányvár, bildet eine schneidende Satire auf den Aberglauben der guten alten Zeit, poetisch verschönt und belebt durch das tragische Liebesschicksal eines mittelalterlichen ungarischen Edelfräuleins, eine Art jungfräulicher Brunhilde, welche das zweifelhafte Glück besaß, eine vielumworbene Schönheit und das in verdummter Zeit noch zweifelhaftere, eine selbständige, Freiheit und Vernunft und vernünftige Freiheit liebende Natur zu sein. Zichy hat dieses sein Gedicht mit einer Reihe selbstgezeichneter Illustrationen geschmückt, die — ich sage durchaus nicht zu viel — dem Besten zugehören, was die moderne Illustrationskunst überhaupt geschaffen und den gegen Borniertheit und Intoleranz der guten alten Zeit gerichteten Zug der Dichtung stellenweise fast noch schärfer und drastischer zum Ausdruck bringen, als diese selbst es tut."

Ich las das Buch in der Kisfaludy-Gesellschaft vor. Hieran anknüpfend schreibt Liszt:

Sehr lieber Freund!

Der Erfolg scheint ja wie für Sie geschaffen zu sein. Ich gratuliere herzlichst zu Ihrem jüngsten Erfolg, den Sie in der Kisfaludy-Gesellschaft mit Ihrer wohltätigen Hexe Martha Rößl errungen haben. Es ist für Sie gewiß auch erfreulich, daß Ihr Buch durch Ihren Vetter Michael Zichy illustriert wurde. Mehrere seiner Bilder sah ich in Wien, und wurde durch die Originalität seiner Auffassung ebensosehr wie durch die Kraft seines Pinsels überrascht. Herzlichen Dank für Ihre Glückwünsche! Ich werde Sie wahrscheinlich schon am 15. Januar wiedersehen. Sie und Abrányi werden aus Venedig durch ein Telegramm die genaue Stunde meiner Ankunft erfahren. Ich bitte aber, daß niemand anderer auf die Bahn komme. Sie, lieber Freund, kennen ja meine Sympathien für die einfachste und bescheidenste Lebensführung.

Rom, den 6. Januar 1880 (Villa d'Este).

Ihr treu ergebener

F. Liszt.

In jener Zeit wurden bei uns die Coupés nur durch Wärmflaschen — geheizt kann man nicht sagen — auf kurze Zeit etwas temperiert. Liszt traf bei einer Kälte von 15° Reaumur in Ofen ein und trug einen leichten Frühjahrspaletot, der nicht einmal zugeknöpft war. Unser altes Leben wurde nun fortgesetzt. Liszt war meistens in der allerbesten Stimmung. Ganz besonders erheiterte ihn ein Tele-

gramm, welches Graf A. von seiner Gemahlin aus Italien zugesendet bekam. Die Tochter der Gräfin war an Gelbsucht erkrankt. Als sich da der Vater nach dem Befinden der Kranken erkundigte, erhielt er folgendes Telegramm: „Jeunesse passée, pas de lièvre, enterrement garni“ (Jugend vorbei, Tanzschritt des Hasen, garniertes Begräbnis). Der Originaltext hatte natürlich gelautet: „Jaunisse passée, pas de fièvre, entièrement guerie“ (Gelbsucht vorüber, kein Fieber, vollkommen geheilt).

Niemals in meinem Leben sah ich Liszt herzlicher lachen.

Noch muß ich einer Begebenheit gedenken, die für meine Frau und mich ziemlich bedrohlich aussah. Ein Journalist, der eine sehr freche Feder führte, beleidigte ganz unbegründeterweise einen Baron, Mitglied des adeligen Kasinos. Es kam zu einem Zweikampf, und der Journalist wurde ziemlich schwer verwundet. Ein Straßenaufruhr war die Folge. Tausende von Arbeitern und Studenten zogen schreiend und johlend vor das Kasino, warfen alle Fenster ein und behelligten alle Passanten, besonders die Mitglieder des Kasinos.

Ist der Pöbel einmal los,
So ist kein Unsinn ihm zu groß.

Ich fuhr mit meiner Frau, aus dem Theater kommend, heimwärts. Als der Pöbel des Herrschaftswagens ansichtig wurde, stürzte er auf ihn zu, schlug mit Fäusten, Steinen, Stöcken an die Wände. Ich öffnete sogleich die Fenster, damit meine Frau durch Glassplitter nicht verletzt werde. Diese aber lehnte sich mit geradezu heldenhaftem Gleichmute im Wagen zurück, kreuzte ihre Arme und sprach bewunderungswürdig ruhig: „Ich fürchte nur, daß sie mich anspucken!“ Ich selbst muß gestehen, daß ich weit Ärgeres

fürchtete. Ein baumlanger rothaariger Arbeiter griff nach der Wagenklinke. Aber mein tapferer Diener riß die Wagenlampe herab und schlug ihn mit voller Kraft auf den Kopf. Da ließ er die Klinke los, doch es ertönte ein infernalisches Gepfeife, und eine ganze große Menschenwelle rollte gegen den Wagen. Rasch entschlossen sprang ich heraus und sah zu meiner großen Freude einige Studenten. Mit lauter Stimme redete ich sie an: „Meine lieben Freunde! Was Sie hier treiben, ist sinnlos. Wenn Sie mich auspfeifen wollen, so können Sie es viel bequemer tun, wenn ich für Sie Klavier spiele oder eine Vorlesung halte. Nächsten Mittwoch lese ich im Saale der Akademie, und nächsten Sonntag spiele ich in einem Konzerte. Schenken Sie mir die Ehre, ich werde auch für entsprechende Holzpfeifchen sorgen!" Eine schallende Lachsalve ertönte. Die Menge machte Platz, und es ertönten sogar einige „Eljen Zichy".

* *
*

Im kommenden Februar spielte ich auf Wunsch der Fürstin Reuß im großen Musikvereinssaal in Wien zugunsten des Deutschen Hilfsvereins. Liszt begleitete mich, und wir verlebten einige lustige Tage. Als er bei Gelegenheit eines sinfonischen Konzertes in der Direktionsloge des erwähnten Saales erschien, war ich Zeuge einer rührenden Szene. Kaum tauchte das so charakteristische Haupt Lisźts mit der wallenden Friedensfahne seiner weißen Haare auf, so entstand eine große Bewegung im Publikum. Dieses Rauschen der Stimmen, dieses Hinundherneigen der Körper sind immer Zeichen eines Ausbruches, sei es der Freude, der Begeisterung oder des Zornes. Das tausendköpfige Wesen ist von einem gemeinsamen Affekt ergriffen und will

sprechen. Es ertönte ein donnerndes Hoch. Liszt blickte merklich verlegen um sich und wollte gar nicht glauben, daß diese Ovation ihm gelte. Erst als der Name Liszt erscholl, neigte er sein Haupt in Ergriffenheit und Bescheidenheit dankend. Beim Niedersetzen sagte er zu mir: „Ich habe doch gar nichts geleistet, um akklamiert zu werden." Noch eines Abends will ich gedenken, den wir im Hause des Professors Standhardner verlebten. Es waren viele Musiker zugegen, unter anderm auch Hans Richter. Es wurde gesungen, gegeigt und Klavier gespielt. Da setzte sich Liszt ans Klavier und improvisierte — wie er sagte — einen „Abschiedsgruß". Ich habe doch Liszt oft spielen hören, so rätselhaft, so transzendental, so geisterhaft jedoch niemals. Das Stück — wenn man es überhaupt ein Stück nennen durfte — wies gar keine technischen Schwierigkeiten auf, war nur eine ruhige Folge nie gehörter harmonischer Kombinationen. Hans Richter sprach tief ergriffen zu mir: „Was wir jetzt hörten, war eine Offenbarung."

Nach Budapest zurückgekehrt, beschäftigte sich Liszt mit den Proben seines „Christus"-Oratoriums, das am 12. März mit nur bescheidenem Erfolg vor halbleerem Hause aufgeführt wurde. Ich rechne es mir zur Ehre an, das Defizit gedeckt zu haben. Liszt reiste hierauf nach Weimar. Ich blieb mit ihm in dauerndem brieflichem Verkehr, mir seinen Rat in jeder Angelegenheit holend, in welcher ich seiner bedurfte. So auch in einer ziemlich unangenehmen Differenz, die ich mit dem damaligen Direktor des Konservatoriums hatte. Ich fragte bei Liszt an, ob ich die Angelegenheit in einer außerordentlichen Generalversammlung regeln lassen oder der Öffentlichkeit durch die Presse unterbreiten sollte. Die Antwort lautete:

Sehr lieber Freund!

In dem ungewöhnlichen Fall, um den es sich in Ihrem Konservatorium handelt, kann ich die Einberufung einer Generalversammlung nicht empfehlen, ebensowenig die Intervention der Presse, eine höchst gefährliche Waffe, die meistens diejenigen verwundet, die sie mehr gebrauchen, als es die Notwendigkeit gebietet. Ich empfehle Ihnen, Herrn B. vorzuladen und eine Erklärung in betreff seines Betragens zu verlangen. Wenn die Gründe, die er zu seiner Verteidigung vorbringt, nur halbwegs vernünftig sind, so verlieren Sie nicht die Geduld, wenn sie noch so abgeschmackt vorerzählt würden. Dann fassen Sie den richtigen Entschluß und erteilen ihm einen kategorischen Verweis als sein Vorgesetzter, selbstredend ohne Zeugen in einem „Tete-a-tete", vorausgesetzt, daß zwei mit entsprechendem Hirn ausgestattete Köpfe zugegen sein werden. Wenn Herr B. stürzen sollte, so darf dies nicht Ihnen in die Schuhe geschoben werden, dies müßte er sich selbst zuschreiben. Haben Sie einen passenden Stellvertreter für Herrn B.? Ich kenne niemand, der dieser Aufgabe gewachsen wäre. Es müßte eine Persönlichkeit sein, die viel reden, schreiben, verwalten, harangieren, sich Menschen verpflichten, Treppen ablaufen könnte und ein passabler Musiker dazu. In Budapest haben wir ja leider die Schwierigkeit der „Nichtauswahl" zwischen unverläßlichen Mittelmäßigkeiten. Trotzdem dürfen wir, lieber Freund, den Mut nicht verlieren. Bleiben wir nur fest, mutig und loyal auf unserem Posten stehen, ohne Eitelkeit und ohne Illusionen der Kunst und dem Vaterlande dienend.

Unsere Widersacher haben das Pulver nicht erfunden, außerdem auch so wenig davon auf Lager, daß sie uns keine Sorgen bereiten können. Es heißt ruhig ertragen und ausharren.

Ihr von Herzen ergebener Freund

F. Liszt.

Wien, den 31. März 1880.

Morgen reise ich nach Weimar.

Die Konservatoriumsangelegenheit hatte ich bereits geordnet, als sich Liszt nochmals über den Stand der Affäre erkundigte:

Benachrichtigen Sie mich, lieber Freund, ob sich Herr B. ruhig verhält und in seine Rolle des Schulpedanten gefunden hat. Musikkonservatorien und andere verwandte Institute sind notwendig, selbst unentbehrlich, sie könnten aber ohne die Schulfüchse der höheren und niederen Gattung nicht bestehen. Fügen Sie sich in Ihr Schicksal, lieber Freund, und ertragen Sie diese Herren mit Geduld, die Ehren und Erfolge aber müssen Sie über sich ergehen lassen. Der beste philosophische Trost ist und bleibt der, daß das Allerschlimmste nie auf Erden geschehen kann. Ich habe auf die „Gazette de Hongrie" abonniert. Die Artikel A. Saissys interessieren mich. Wird er nicht Fragmente Ihrer Hexe von Leányvár übersetzen? Dieser Hexe, die durch ihren Poeten zur halben Heiligen erhoben wurde. Auf Wiedersehen in Weimar. Schreiben Sie mir Ihre Ankunft.

Ihr von Herzen ergebener

F. Liszt.

Weimar, den 23. April 1880.

P. S. Wenn Sie vor Ende Juni eintreffen, so finden Sie noch den Hof, der Sie in scharmanter Weise empfangen wird. Die Woche vom 18. bis zum 29. Mai bin ich in Baden-Baden auf der Tonkünstlerversammlung.

Dieser Einladung konnte ich erst im August nachkommen; ich hatte mir eine schwere Sehnenzerrung zugezogen im Gelenk meiner einen Hand. Ein schlecht geführter Hieb und mein maßloser Zorn waren die Veranlassung. Wochenlang konnte ich meine Hand nicht gebrauchen. Dieser eine Arm und diese Hand, die mir immer so treu gedient, niemals müde war (das ist sie auch heute noch nicht), versagten ihren Dienst. Ich wurde hilflos, verzweifelt. Es waren schreckliche Wochen. Mein sanfter, besonnener Engel, meine Frau, pflegte mich mit aller Liebe und Hingebung. Daß es aber notwendig war, brachte mich dem Wahnsinn nahe. Schon nach einigen Tagen gebrauchte ich meine Füße zu mancherlei Verrichtungen, spielte Krocket mit ihnen, bis ich endlich die Finger der Hand wieder bewegen konnte. Auf den Rat der Ärzte fuhren wir nach Szliács, einem vorzüglichen Eisenbad in Oberungarn. Die Wirkung war wunderbar. In kurzer Zeit konnte ich meine Hand gebrauchen. Des Morgens krochen Herren und Damen in das gemeinsame Bassin und saßen dort eng nebeneinander auf einer Holzbank im dunkelgelben Eisenwasser. Eine späte Jungfrau hatte ihren Platz immer neben mir, sie interessierte sich in liebenswürdigster Weise für meine Leiden und Nichtleiden, deklamierte meine Gedichte und lud mich immer zu Spaziergängen ein. Einmal verirrten wir uns im Walde. Sie blickte mit vielsagenden Blicken um sich und sprach: „Sie werden doch keinen Mißbrauch mit der Schwäche eines

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Die Hexe von Leányvár
Illustriert von Michael Zichy

Weibes in dieser Einsamkeit treiben?" — „Ich? Gewiß nicht, mein Fräulein!" Dies war auch der letzte Spaziergang mit ihr. Ich war schon so gut wie geheilt, trug den Arm nicht mehr in der Schlinge und konnte mit meiner Frau einer Einladung des Prinzen und der Prinzessin Koburg nach Szentantal folgen. Das hohe Paar war ganz jung verheiratet und wohnte im schönen alten Kohárysschen Schloß, im Schlosse ihrer Ahnen. Als wir auf herrlicher Fahrt durch die Stadt Schemnitz kamen, sah ich das Schloß meiner Heldin, der Hexe von Leányvár, dieses merkwürdige Mädchen umringt von lüsternen Freiern und einer Schar von Hunden, die sie mehr liebte als ihre Anbeter. In Szentantal verlebten wir sehr heitere Stunden. Im Park erscholl die Fiedel der Zigeuner, und ich lehrte die reizende Prinzessin den Tschardasch tanzen. Sie war eine gelehrige, höchst graziöse Schülerin.

Nach Szliás zurückgekehrt, fanden wir das ganze Bad in Aufruhr. Der Koch hatte sein Zepter, den Kochlöffel, niedergelegt und weigerte sich, seines Amtes zu walten. Der Direktor des Bades war in heller Verzweiflung. Graf Julius Szápáry und Baron Majthényi baten mich, eine Deputation zu dem Tyrannen des Kochherdes zu führen und als Poet eine schwungvolle Rede zu halten, die das Herz des Gewaltigen rühren sollte. — Wir stiegen denn zur Küche hernieder und fanden den weißgekleideten Barbaren mit verschränkten Armen trotzig an den kalten Herd gelehnt. Ich begann: „Hochverehrter Kollege! Ich hoffe, daß Sie mir gestatten, Sie Kollege zu nennen. Sie sind es ja, und zwar der wertvollere von uns beiden. Wir armen Dichter schreiben Verse, die man liest; wenn man es überhaupt tut, dann aber gewiß nicht gern. Ihre Schöpfungen hingegen

werden immer mit Entzücken genossen. Ihre Werke werden mit mehr Aufmerksamkeit gelesen als unsere Gedichte im Buche, sie werden mit der Zunge genossen und schließlich verdaut, was nicht immer mit unseren Gedichten geschieht. Die Neider Ihrer hohen Kunst behaupten, daß Ihre Werke von kurzer Dauer seien, da dieselben schon am nächsten Tage unter die Erde geraten. Ich aber erwidere: wieviel Gedichte kommen in den Redaktionen schon an demselben Tage in den Papierkorb! Großer Meister, vergessen Sie die Unbill, die an Ihnen begangen wurde, strafen Sie nicht Ihre Verehrer und gedenken Sie an die ergreifenden Worte des Dichters:

O koch, solang du kochen kannst!
O koch, solang du kochen magst!
Es kommt die Zeit, es kommt die Zeit,
Wo du an leeren Töpfen stehst und klagst."

Unser Tyrann wurde weich. Er wischte sich eine Träne aus dem Auge und reichte mir die Hand. Als er sich ermannt hatte, sprach er mit fester Stimme in böhmischem Dialekt: „Nun dobre, werd' ich kochen, aber nicht wegen verfluchtigen Direktor, aber wegen Kollege meiniges." — Ich wurde von meinen Freunden im Triumph hinaufgeführt.

Ich hatte Liszt von meiner leidenden Hand nicht benachrichtigt. Er nannte mich immer: „L'homme des accidents et des incidents" und wäre gewiß über meinen Unfall erschrocken. Im Juli schreibt er mir:

Sehr lieber Freund!

Ich bin während meines langen Lebens so oft gestört worden, daß ich das Ruhebedürfnis meines Nächsten bis zur Übertreibung berücksichtige. Ich bitte

Sie also, sich mir zuliebe nicht inkommodieren zu wollen, wenn es aber mit Ihren Wünschen und Plänen in Einklang zu bringen wäre, mir die große Freude Ihres Besuches zu schenken. Ich bleibe den ganzen Monat Juli in Weimar.

Ihr sehr ergebener

F. Liszt.

Weimar, den 4. Juli 1880.

Ende Juli traf ich in Weimar ein und verbrachte mehrere Tage bei Liszt. Er wohnte in der Hofgärtnerei und wurde von Adelheid von Schorn in der liebevollsten Weise betreut. Wir mußten auch mehrmals zu Hof gehen und speisten einmal in einem Jagdschlosse in der Umgebung Weimars. Eines kleinen Zwischenfalles möchte ich dabei noch gedenken. Ich saß eben bei Liszt, als ein Hofbeamter mich zu Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin befahl. Ich hatte nicht genau verstanden und meldete mich später bei Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin. Zu meiner nicht geringen Überraschung zündete ein Lakai erst bei meinem Eintritt in den Salon die Lichter an. Die hohe engelsgute Frau trat ein und sagte mir, sie sei sehr gerührt, daß ich sie noch vor meiner Abreise sehen wolle. Mir stand der Verstand still. Als ich huldvollst entlassen wurde, teilte mir ein Hofbeamter mit, Ihre Königliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin habe schon seit einer halben Stunde auf mein Erscheinen gewartet. So löste sich das Rätsel.

Nach meiner Heimkehr beschäftigte ich mich mit der Auffrischung meines Repertoires. Ich wollte die Ciaccona von Bach für eine Hand transkribieren und fragte bei Liszt an, wie ich das machen solle. Mein lieber Meister antwortete:

Sehr lieber Freund!

In den Transkriptionen soll man nicht zu viel Neues erfinden. Eine gewisse eheliche Treue, die man dem Original gegenüber bewahrt, paßt am besten. Meine zahlreichen Varianten, die ich an der Ciaccona versucht habe und die ich Ihnen sende, sind im obigen Sinne geschrieben. Meine fünfzigjährige Praxis als Transkriptor (die Transkription ist ja quasi durch mich erfunden) hat mich gelehrt, das richtige Maß zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel in diesem Genre einzuhalten. Wenn Sie noch einige Tage in Weimar geblieben wären, so hätte ich Ihnen meine Ansichten über diesen Punkt noch klarer darlegen können. Bitte, senden Sie mir Ihre Ciaccona nach Rom, ich werde einige Fingersätze und die Pedalisierung in dem Sinne einschreiben, wie es zu der Transkription des Herrn Géza Zichy paßt.

Ihr sehr von Herzen ergebener

F. Liszt.

Weimar, den 30. August 1880.

Baron von Groß beauftragt mich, seine herzlichsten Grüße zu senden.

Raiding

Den September verbrachte ich, wie jedes Jahr, im Walde jagend.

Und stürmt der rasende Eber,
Zerhaut unsre Fänger wie Stroh,
Sankt Hubert, gib du uns Geleite,
Sankt Hubert, steh du uns zur Seite,
Du weißt schon, warum und wo!

Jagen heißt nicht morden, jagen heißt Gottes herrliche Wunder in der Natur genießen, seinen Mut, seinen Körper stählen und oft genug das edle Wild beschützen. Ich erinnere mich an eine ergreifende Jagdszene in Szomolány.

An einem herrlichen Septembermorgen erblickte ich über einem Tal eine Rehgeiß, die in der Verteidigung ihres Kitzleins einen heldenmütigen Kampf mit einem Fuchs kämpfte. Sie stand über ihrem Jungen und schlug den Angriff des bösen Räubers mit ihren Läufen ab. Ihre Kräfte schwanden jedoch, ich sah, wie hastig das arme Tier atmete, während der Fuchs immer verwegener wurde. So gut ich konnte, lief ich über das Tal und pirschte mich in die Nähe des Kampfplatzes. Es war die höchste Zeit. Die arme Geiß sank mit einem wehmütigen Laut auf ihr Kitzlein, und ich streckte den Fuchs mit einer guten Kugel zu Boden. Das arme Muttertier war so ermüdet, daß wir es samt dem Kitzlein in die Dickung tragen konnten.

Gar kein Mitleid empfinde ich dem Hirsch gegenüber; er ist der Stärkere, er ist dem Jäger überlegen; er ist schneller, vorsichtiger, durch den Wald, durch seine Witterung, durch seine Tiere geschützt. Welchen Aufwand an Kraft, Geschicklichkeit und Selbstüberwindung erfordert es, bis man ihn strecken kann! Solch ein Geselle hätte mich beinahe das Leben gekostet. Ich rutschte ihm auf meinen Knien nach.

Es dauerte lange. Dann stützte ich mich auf den Schaft meines Stutzens; die Hähne waren gespannt, sie verfingen sich in einem Ast. Der Schuß ging los, und mein Hut flog mir vom Kopf. Meine Wange aber zeigte einen roten Streifen, den mir das Pulver gezeichnet hatte. Meine unvergeßliche, teure Freundin, Gräfin Pauline Pálffy, ließ an jener Stelle ein Marienbild aufstellen. Als ich zwei Jahre später das Bild suchte, konnte ich es nicht finden. Ein Holzknecht führte mich hin. Nachdem ich mein Gebet verrichtet hatte, sagte er mir: „Beten Sie nur für den armen Kerl, der sich hier vor zwei Jahren erschossen hat. Es war ein Graf, ein Graf Csicsi." — „Lieber Freund, der hat sich nicht erschossen!" antwortete ich. Da wurde der Holzknecht ganz böse und sagte: „Das werde ich doch besser wissen, ich war ja bei seiner schönen Leich'." Da gab ich ihm einen Gulden und sagte: „Lieber Freund, das war schön von Ihnen, ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie bei meiner Leiche waren, denn ich bin der erschossene Graf Csicsi!" Der Holzknecht kraute sich den Kopf, bedankte sich und sprach: „Verfluchte Geschichte, für die Zukunft muß ich schon etwas anderes lügen!"

Im Spätherbst bereitete ich mich für meine englische Konzerttournee vor. Ihre Königlichen Hoheiten der Prinz und die Prinzessin von Wales hatten das Protektorat übernommen. Kolonel Ellis, der Adjutant Seiner Königlichen Hoheit, schrieb mir in dieser Angelegenheit mehrere Briefe, unter anderen einen vom 15. März 1881, dessen Wortlaut ich mitteile:

Marlborough House, Pall Mall SW, London.

Lieber Graf Zichy!

Ich habe den Inhalt Ihres Briefes Seiner Königlichen Hoheit unterbreitet, und er beauftragt mich, Ihnen für Ihren liebenswürdigen Antrag, in einem

wohltätigen Konzerte mitzuwirken, aufrichtig zu danken. Ich kann Sie versichern, daß uns der entzückende Nachmittag in Paris unvergeßlich bleiben wird; hoffentlich kommen Sie nach England, so daß wir wieder Gelegenheit haben, Ihr herrliches Spiel zu genießen. Sollte es uns gelingen, Ihre so wertvolle Mitwirkung an einem wohltätigen Konzerte zu sichern, so werden Ihre Königlichen Hoheiten mit Freude das Oberprotektorat desselben übernehmen. Mit aufrichtigem Dank für Ihre freundlichen Zeilen bin ich, lieber Graf Zichy, Ihr ergebener Arthur Ellis.

In Seregélyes war wieder die Sorge eingezogen. Seit dem Tode seines Sohnes und seiner Gattin kränkelte mein Bruder Alexander fortwährend. Dieser schöne junge Mann war nur noch ein Schatten seines einstigen Körpers. Er wurde von einem Bad in das andere gesendet und endlich in Gießen von Professor Loibe behandelt. Als eine leichte Besserung eintrat, besuchte ich ihn dort und meldete dies, nach Budapest zurückgekehrt, meinem lieben Meister. Liszt nahm mich bei der Hand und sprach: „Géza, ich will Sie nicht erschrecken, aber so langwierig Schwerkranke sterben immer an der Besserung." Er war diesen Tag sehr ernst, sprach viel über das Leiden des Menschen und über seinen vergeblichen Kampf mit dem Schicksal. Schließlich sagte er: „Mein künftiger Lebensweg läßt sich ja schon mit der Elle abmessen. Ich möchte noch einmal das Haus sehen, wo es begonnen hat. Im Frühjahr will ich nach Raiding fahren, wollen Sie mich dahin begleiten?" — „Gewiß will ich das," entgegnete ich freudig, und wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf: „Du sollst dein eigenes Haus betreten, ich will es dir erspielen!" Über das Schicksal dieses meines Planes werde ich später berichten.

Zunächst hatte ich eine Konzerttournee in Ungarn zu absolvieren. Damals war bei einem solch philanthropischen Unternehmen das Klavierspielen nicht die Hauptsache. Da hieß es vor allem gut reden, gut essen, gut trinken und schönen Frauen und Mädchen gut die Cour machen können. Das letztere war das Angenehmste. Auf den Bahnhöfen feierlicher Empfang: im Durchschnitt drei Reden. Dann Besuch bei den Spitzen der Behörden: fünf Reden. Folgt das Mittagsmahl: zwanzig Reden. Da die Vereinsdamen den Ehrengast einer Hausfrau allein nicht gönnen, wird der Kaffee in einem anderen Hause und die Jause sofort in einem dritten Hause eingenommen: im Durchschnitt fünf Reden mit Likör und Kaffee. Nun folgt das Konzert selbst. Reizende Mädchen bringen Kränze und deklamieren Gedichte: im Durchschnitt drei gerührte Dankesreden. Nach dem Konzert großes Bankett: dreißig Reden. Um 2 Uhr nach Mitternacht Ball. Feuriger Tschardasch, an dem du teilnehmen mußt, vor allem jene Damen abtanzend, die seit ihrer silbernen Hochzeit — sie schwören es lächelnd — nicht mehr getanzt haben — nein, wirklich nicht, keinen Schritt. In der Tat, es muß wahr sein, denn sie hängen an deinem Halse wie eine Schiffsboje von 150 Kilo und treten dir alle Hühneraugen ab. Wenn dir in übergroßer Qual ein leises „Ah!" entschlüpft, so flöten sie hold errötend: „O Sie Schmeichler!" — Die Sonne steht hoch am Himmel, und du gehst erhobenen Hauptes, lächelnden Mundes, in dein Hotel, hinter dir die Zigeunerbande, den Rákóczymarsch spielend, neben dir die rasch gewonnenen Freunde, die sich nach einem rührenden Abschied sogleich in das Kaffeehaus begeben, das sich zufällig unter deinem Zimmer befindet. Du hörst das Gebrumm des Kontrabasses, Gläsergeklirr, begeisterten, aber

höchst falschen Gesang. Um 10 Uhr schläfst du ein. Um 11 Uhr wirst du geweckt, da der Eilzug halb 1 Uhr abfährt. Das hieß in Ungarn ein Wohltätigkeitskonzert veranstalten.

Meine erste Station war Fiume. Von dort aus schrieb ich meinem lieben Meister, daß ich ein Drittel meiner Konzerteinnahmen zum Ankauf seines Geburtshauses in Raiding verwenden wolle. Liszt antwortete in folgendem deutsch abgefaßten Briefe, dem einzigen, in dem er, mit Ausnahme einiger ungarischen Worte, sich mir gegenüber dieser Sprache bediente.

Hochverehrter Freund!

Ihr edelsinniger Gedanke, das bescheidene Raidinger Dorfhaus, worin ich geboren war, zu erwerben, ehrt mich sehr. Doch muß ich Sie bitten, diesen Gedanken auf sich beruhen zu lassen und meinen Vorschlag zu genehmigen: den dritten Teil des pekuniären Ertrages, welchen Sie dem Raidinger Dorfhaus von Ihren nächsten glänzenden Konzerten in Ungarn gönnen wollen, für einen musikalisch-patriotischen Zweck zu verwenden: nämlich zugunsten der durch die hauptstädtische Behörde von Budapest im Jahre 1873 edelmütig gegründeten Liszt-Jubiläum-Stipendien, auf ungarisch gesagt: „Budapest törvényható ság által alapitott Liszt-jubiläumi ösztöndijak."

Hoffentlich vermehren sich allmählich in unserem herzgeliebten und fruchtbaren Vaterlande preiswürdige Musikkünstler. Dies mein Wunsch und Bestreben.

Ihr treu ergebenster F. Liszt.

Budapest, den 4. März 1881.

Der Wunsch meines lieben Meisters war mir Befehl. Ich setzte meine Tournee fort und bedachte den von ihm

vorgeschlagenen Zweck nebst vielen anderen lokalen Zwecken. Stuhlweißenburg, Arad, Temesvar, Szegedin und Preßburg wurden berührt. In Arad spielte ich im Theater. Sogar die Bühne war ausverkauft. Wahrscheinlich machte es dem Damenpublikum Spaß, sich auf ihr zeigen zu können. Einige Damen waren so freundlich, mir Blumen zuzuwerfen. Leider fielen diese aber auf die Saiten des geöffneten Klaviers, und ich konnte nicht eher beginnen, bis sie wieder herausgeklaubt waren. In Szegedin hatte ich einen großen Schrecken zu überstehen. Ein Dienstmann meldete mir, der herrliche Bösendorfer-Flügel sei nicht gut angekommen, es fehlten sogar Bestandteile. „Ja, was fehlt denn?" fragte ich bestürzt. „Ein Fuß!" war die Antwort, „es sind nur drei da!" Der gute Mann dachte, ein so schwerer Kasten müsse doch vier Füße haben.

Nach Preßburg begleitete mich mein lieber Meister. Als er in der blumenbekränzten Loge erschien, ertönte im Orchester die Fanfare des Kreuzrittermarsches. Das Publikum erhob sich von den Sitzen, und ein unbeschreiblicher Jubel brach los. Zwischen Liszt und Preßburg hatte seit jeher ein inniges Verhältnis bestanden. War es doch in dieser Stadt gewesen, wo er seine ersten Kräfte erprobte und seinen Adlerflug durch die ganze Welt begann. Der Tod hat diese Fäden nicht zerschnitten. Heute noch blüht der Lisztkultus in Preßburg wie in keiner anderen Stadt Ungarns. Der brave Kirchenmusikverein pflegt seine Werke im Konzertsaal und Gotteshaus, sein Name, sein Andenken leben in vielen Herzen fort, in erster Linie in dem Johannes Batkas, seines treuen Verehrers, der auch Liszts Büste auf eigene Kosten vor der Domkirche aufstellen ließ. Liszt spielte in dem erwähnten Konzerte einige Piecen allein und schließlich auch mit mir. Am nächsten Morgen traten wir unsere

In Raiding

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Fahrt nach Ödenburg und Raiding an. Es war eine herrliche, überschäumend lustige Fahrt. Dr. Franz Liszt, der Neffe des Meisters, der Komponist Adalbert von Goldschmidt und der treue Ludwig Bösendorfer hatten sich zu uns gesellt. In Ödenburg wurden wir festlich empfangen und in das Kloster der Benediktiner geführt, wo man uns in der herzlichsten Weise aufnahm. Die ungarische Gastfreundschaft lebt noch in unseren Klöstern, und der Glaube verträgt sich mit der reinen Lebensfreude auf das allerbeste. Mein lieber Meister mußte des Abends noch das Theater besuchen. Nachdem auch dieses Vergnügen überstanden war, fuhren wir zum Nachtmahl ins Kloster zurück. Es bestand allerdings nicht aus Wurzelwerk und Heuschrecken, kühles Quellwasser war gleichfalls nicht zu sehen, dafür aber goldiger Klosterwein, denn „Vinum laetificat cor hominis“. Liszt liebte überhaupt die Klostermahlzeiten. In Budapest speiste er ja jeden Sonntag in der Stadtpfarrei oder bei den Kapuzinern in Ofen, deren Konfrater (weltlicher Bruder) er war. Nach dem Nachtmahl brachte der „Liederkranz“ dem Meister eine Serenade, und der große Mann begab sich auf die Straße, um seinen Dank auszusprechen. Nun folgte die einzige Stunde, die ihm wirklich Freude bereitete. Unter den Patres waren nämlich mehrere, die sich in der „Bibel des Teufels“ (so nennt der Ungar das Kartenspiel) auskannten, und es wurde ein fröhliches „Whist sérieux“ bis gegen Mitternacht gespielt. Am nächsten Abend war das Konzert. Liszt wurde mit Blumen überschüttet. Sehr erfreut zeigte er sich über einen herrlichen Blumenstrauß, den ihm meine Cousine, die Botschafterin Gräfin Széchényi, aus Berlin gesendet hatte. Liszt spielte außer dem Programm zwei Stücke in schlichter Einfachheit. Gewiß dachte

er an das erste Konzert seiner Kinderjahre. War es doch in Ödenburg im Jahre 1820 gewesen, als er im Konzerte des blinden Pianisten Baron von Braun mitgewirkt hatte. Wie merkwürdig! Ein Blinder hat ihn auf den Weg des Ruhmes geführt, und er hat den Namen dieses Blinden in die Musikgeschichte hineingetragen. Das Konzert verlief glücklich. Eine Piece spielte auch ich mit dem Meister, und beim Bankett war es meine Aufgabe, auf alle Toaste, die dem Meister gebracht wurden, zu antworten. Ein Herr wollte sich besonders hervortun und seinen geistreichen Witz zur Geltung bringen. Er sprach: „Der Name Liszt hat in verschiedenen Sprachen verschiedene Bedeutung. Du bist der Künstler, der uns mit seiner Kunst überlistet hat. Auf ungarisch bedeutet Liszt Mehl. Du bist das Mehl, aus welchem man das Künstlerbrot bäckt. Auf slavisch bedeutet der Name Liszt Brief. Du bist der Brief, den uns der Himmel gesendet hat, und in dem er uns so manches sagen läßt —" Da unterbrach ich den Redner: „In diesem Briefe steht auch, du sollst keine faulen Witze machen!" Am nächsten Morgen fuhren wir in einem großen Glaswagen nach Raiding. Dieses Gefährt hat seine Geschichte. Als der kleine, schöne Knabe Liszt im Jahre 1821 mit seinem Vater Raiding verließ, um den großen Kampf zu wagen, sprachen die Bauersfrauen: „Er wird noch einmal in einem Glaswagen zurückkehren!" Nach dem einfachen Sinn der Dorfleute war ja dies die höchste Ehre, die einem Sterblichen zuteil werden konnte. Heute wäre der Wunsch: „Du sollst in einem Glaswagen zurückkehren!" ein höchst bedenklicher, da er sehr unangenehm an die Pompes funèbres erinnert. Gottlob! ich brachte meinen lieben Alten sehr lebend in einem Glaswagen nach Raiding.

Unterwegs sang in einem Dorfe — ich glaube in Harka — ein Gesangverein einen patriotischen Chor. Es fiel uns allen auf, wie hoch die Tenöre sangen. Adalbert von Goldschmidt behauptete, sie sängen das hohe B, Liszt aber glaubte ein H zu hören. Da zog Bösendorfer eine Stimmgabel aus der Tasche. Der Zufall wollte es, daß vor dem Wagenschlag ein sehr hübsches, dralles schwäbisches Bauernmädchen stand. Unter ihrem kurzen blanken Röckchen guckten ein Paar imposante Waden hervor. Goldschmidt wollte in seiner übermütigen Laune die Stimmgabel an diesen Waden anschlagen — das Bauernmädchen wehrte sich jedoch energisch. „Aber es ist ja nur wegen dem Ton!" — „Scheren Sie sich zum Teufel mit Ihrem Ton!" lautete die Antwort. Goldschmidt verlegte sich auf das Bitten. „Sehen Sie, mein schönes Fräulein, der Wagen ist so stark wattiert und tapeziert, daß ich die Stimmgabel nirgends anschlagen kann; ich weiß, an Ihren Waden gäbe es einen herrlichen Ton." Die tugendhafte Dorfschöne erhob ihre rechte Hand und sprach drohend: „Jetzt aber hörn S' auf, sonst werden S' an Ton hörn, der Ihna bis zum Jüngsten Gericht nit aus die Ohrwatschln kommt." Liszt hob schelmisch seine langen Finger bis knapp an die Nase vor seine Augen, zum Zeichen, daß er sich schäme, schüttelte sich aber vor Lachen.

Die lange Wagenreihe setzte sich wieder in Bewegung. Vorn fuhr das Viergespann mit dem Präsidenten des Ödenburger Künstlervereins, hinter uns folgten an die zwanzig Wagen, mit Festgästen vollgepfropft. An der Gemarkung des Dorfes Raiding empfing Liszt eine Reiterschar, die das Ehrengeleit bildete. Der Einzug war ergreifend. Das ganze Dorf prangte im Fahnenschmuck. Eine große Triumphpforte wölbte ihren Bogen über die festlich gekleideten Einwohner, die ihren großen Sohn mit begeisterter

Liebe empfingen. Das prophetische Wort der Großmütter hatte sich nach langen sechzig Jahren erfüllt, und nun jubelten Enkel und Urenkel dem schönen Glaswagen zu, in welchem der große Mann saß. Aus dem kleinen blonden Franzl war ein weißer großer Franz geworden, ein alter Mann, neben dem schon der Tod saß, aber über dessen Haupte die Unsterblichkeit schwebte. Sinnend stand Liszt vor dem schlichten Hause und blickte unverwandt in das Tor. Vielleicht sahen seine geistigen Augen den Vater, die Mutter im Torweg stehen mit segnend erhobenen Händen — er war ja immer ein guter Sohn gewesen. Vielleicht sah er sich selbst als blonden Knaben und die Vergänglichkeit dazu; diese kalte Riesin, die alle Blüten fortweht, alle Blumen knickt, alle Früchte vom Baum schüttelt und alle Bäume fällt. Vor dem Hause sprach der Schriftführer des Komitates, Joseph Hannibal, eine hübsche Rede, nach welcher die Gedenktafel enthüllt wurde. Sie ist aus grauem Marmor gefertigt und verkündet in goldenen Lettern, daß in diesem Hause im Jahre 1811 am 22. Oktober Franz Liszt geboren wurde. Gestiftet hat sie der Ödenburger Künstlerverein.

Liszt war sehr ergriffen, als er die Schwelle seines Geburtshauses überschritt. In jedem Zimmer blieb er stehen und blickte ernst um sich. Nach einigen Minuten ging er in die kleine Dorfkirche und kniete lange in tiefer Andacht versunken auf den Altarstufen. Wer Liszt jemals beten sah, fühlte, wie aufrichtig seine Glaubenstreue war; es war geradezu erbauend, ihn beten zu sehen. Nun ging es zu den gedeckten Tischen. Liszt wurde wieder lustig. Ein Toast folgte dem anderen, und die Stimmung wurde immer wärmer. Ein alter Erzpriester, J. Berlakovics, erzählte eine kleine nette Geschichte aus den Kinderjahren Liszts. Im Jahre 1820

war es gewesen. Da besuchte Liszts Mutter zu Pfingsten den Kirchtag in Nyék. Der kleine Franzl durfte mitgehen, worüber er nicht wenig erfreut war. Sie stiegen beim dortigen Schullehrer namens Haller ab. Im Zimmer stand ein altes Klavier. Der Hausherr und alle Gäste baten den kleinen Virtuosen, er möge eins oder zwei Stücke spielen. — Franzl zeigte sich gänzlich abgeneigt, und auf alle Bitten sagte er nur: „Ich mag nicht!" Dies hatte seinen Grund. Liszt spielte mit einem bildhübschen kleinen Mädchen und unterhielt sich auf das allerbeste. Die kleine Person hatte ein wunderschönes rotes Ei, das von beiden hin und her gerollt wurde. Als der Hausherr immer aufs neue in den kleinen Künstler drang, doch Klavier zu spielen, sagte dieser endlich: „Nun gut, wenn ich das rote Ei bekomme, werde ich Klavier spielen." Dies ist ein sehr bemerkenswerter Fall: es war das erste- und letztemal, daß sich Liszt eigennützig zeigte. Die kleine Person wollte sich aber nicht von ihrem Ei trennen. „Ei, ei," sagte der Hausherr und kaufte es ihr für ein Stück Torte, zehn Kirschen und einen Kupferkreuzer ab. Der kleine Franzl spielte nun den ganzen Abend unter der staunenden Bewunderung aller Gäste.

Als der Erzpriester seine Erzählung geschlossen hatte, fragte ich Liszt, ob er sich an diese Episode erinnere. „Gewiß," sagte dieser lachend, „es ist alles so geschehen bis auf einen Umstand: das Ei habe ich doch nicht bekommen. Die kleine Hexe hat mich schon damals betrogen!"

Nach dem Speisen unternahmen wir noch einen Rundgang im Hause. Plötzlich blieb Liszt vor einem großen grünen Kachelofen stehen, der ziemlich schadhaft war und noch deutlich alte, umfängliche Reparaturen zeigte. Liszt sagte lachend: „Dieser Ofen war einst Opfer meines Über-

muts und Zeuge meiner Erniedrigung. Ich ging gern mit meinem Vater auf die Jagd und freute mich, wenn ich das Gewehr knallen hörte. Da hatte ich gesehen, daß mein Vater beim Laden des Gewehres Pulver in den Lauf schüttete. Dieses Pulver war in der Jagdtasche in kleinen Röhrchen aufbewahrt. Als wir nun wieder einmal von einer Jagd heimkamen, dachte ich mir: Wenn schon das Gewehr mit wenig Pulver so schön knallt, wie müßte es erst knallen, wenn man all dies Pulver auf einmal anzündete! Offenbar besaß ich schon damals den Sinn für Massenwirkungen. Im Ofen brannte ein schönes Feuer. Ich ergriff die Jagdtasche und warf sie in den Ofen. Es erfolgte eine furchtbare Detonation, ein Teil des Ofens barst und fiel in das Zimmer. Ich aber wurde durch den Luftdruck zu Boden geschleudert. Es war ein herrlicher Knalleffekt, leider folgte sogleich ein weniger schöner Schlageffekt darauf, da mein Vater mich jämmerlich schlug." Als wir an die Heimfahrt denken mußten, wurde auf meinen Vorschlag hin noch ein Protokoll verfaßt, in welchem in kurzen Worten die Feier beschrieben ward. Alle Teilnehmer unterzeichneten es, und dann erhielt es der Vizegespan, der es im Archiv des Komitates zu deponieren versprach.

Diese schönen, sonnigen Tage waren bald verschwunden, und traurige, sorgenschwere traten an ihre Stelle. Mein armer Bruder Alexander wurde immer hinfälliger und schwächer. Den Winter hatte er in der Wohnung seines Erziehers Michael von Csiky in Budapest verbracht. Dieser herrliche Mann pflegte ihn wie seinen eigenen Sohn. Es will etwas bedeuten, wenn ein alter Junggeselle seine Gewohnheiten, seine Ruhe und Bequemlichkeit aufopfert, um einen Kranken pflegen zu können. Fürwahr, ich habe Grund,

Michael von Csiky

die Menschen zu achten und zu lieben, denn ich habe die besten und edelsten in meiner Familie und in meinen Freunden kennen gelernt. Ich wäre nicht würdig, daß mich die Erde trägt, wenn ich die Menschenliebe aus meinem Herzen reißen wollte. Auch mein armer Bruder war solch ein liebenswerter, edler Mann. Nach dem Tode meines Vaters hat er Vaterstelle an uns vertreten und in aufopfernder Weise für uns gesorgt. Und nun war er dem Tode nahe. Er erkannte seinen Zustand und hielt ihn gleich beim Auftritt seines rätselhaften Leidens für hoffnungslos. Am Morgen des 19. Juni ließ er mich rufen und bat mich, von den schönsten Rosen des Gartens einen Strauß binden zu lassen. Als ich ihm diesen Wunsch erfüllt hatte, sagte er mir mit starker Stimme: „Gib diesen Strauß deiner Frau und sage ihr, ich grüße sie vor meinem Tode und lasse sie bitten, sich meiner Kinder anzunehmen, wenn meine Mutter mir nachgefolgt ist!" Darauf blickte er mich und Csiky an, als ob er sagen wollte: Seht ihr, ich habe die richtige Diagnose gestellt. Ich sterbe!"

Gar bald war alles vorbei, und ich hatte die schwere Pflicht, meiner Mutter die Trauerbotschaft zu überbringen.

Mein lieber Meister schrieb mir aus Weimar:

Sehr lieber Freund!

Ich sende Ihnen mein aufrichtiges Beileid anläßlich des Todes Ihres Bruders. Wenn man auf die traurigen Ereignisse, die einem das Schicksal bringt, noch so vorbereitet ist, es gesellt sich zu allem Leiden eine niederschmetternde Überraschung. Unsere menschliche Devise heißt leiden. Glücklich diejenigen, die ihren Schmerz an das göttliche Kreuz unseres Heilandes Jesus Christus heften können.

Immer der Ihre F. Liszt.

Selbstredend habe ich meine Konzerttour in England abgesagt und meiner armen Mutter das schwere Kreuz des Leidens und der Trauer tragen helfen.

In demselben Jahre (1881) wurde die ganze Welt durch die entsetzliche Katastrophe des Ringtheaterbrandes in Wien erschüttert. Sogleich nach dem Unglücke bot ich meine Hilfe an und erklärte mich bereit, ein bis zwei Waisen zu versorgen und erziehen zu lassen. Auf mein Anerbieten schreibt der große Chirurg Fr. Billroth einen umfangreichen Brief, in dem er mir für meine Hilfsbereitschaft dankt und ausführt, daß im ganzen nur bessersituierte Familien von dem Unglücke betroffen worden seien, wie das ja ohnehin bei den hohen Ringtheaterpreisen von vornherein vermutet werden konnte, und dann wörtlich fortfährt:

> ... Nach wiederholten Aufforderungen hat man endlich etwa hundert Individuen zusammengebracht, die durch den Tod eines Angehörigen materielle Verluste erlitten haben. Da nun aber schon mehr als eine Million Gulden zusammen ist, so würde jeder 10000 Gulden bekommen, wenn wirklich alles verteilt wird. Manches Mitglied einer armen Beamtenfamilie möchte wünschen, verbrannt zu sein, um den Seinen ein solches Vermögen zu verschaffen. Unter den Vermißten, die jetzt erst noch angemeldet werden, dürften manche sein, die wieder auftauchen, wenn ihre Familie Geld erhalten hat. Dies alles ändert ja nichts an der Gräßlichkeit der Sache, doch hat es, scheint mir, gar keinen Sinn, in das vorhandene große Kapital neue Summen hineinzuwerfen ...

Der fahrende Spielmann

(Erste Aventüre)

Wie einfach, ruhig, lieb und nett
Ist doch das uralte Spinett!
Wie Schnaken säuselt der Diskant,
Wie Hummeln summt der Baß scharmant,
Und niemand läuft zum Tor hinaus:
Das Ganze ist ein Ohrenschmaus.
Doch das Klavier! Konzertklavier!
Das ist ein böses Ungetier,
Heult wie ein Wolf, brüllt wie ein Stier
Und kann im Grunde nichts dafür.
Doch jener, der so lärmen tut,
Ist ärger als ein Leu in Wut.
Und weil er sich so schwer vergißt,
Drum nennet man ihn Pianist.

Ich grüße euch, die ihr gen Norden, Süden, Westen und Osten fahrt mit vollen Herzen und leeren Taschen, die ihr da kämpft mit den Impresarios, mit der Gleichgültigkeit des Publikums und der fortwährend wachsenden Sturmflut der Kollegen. Ich grüße euch und bewundere euch! Ein Pantheon von Idealen und reiner Begeisterung wohnt in euren Herzen, und noch etwas, die Überzeugung, daß ihr die besten seid, und dies ist ein Irrtum.

Heutzutage sind alle öffentlich spielenden Pianisten und Pianistinnen weniger oder mehr gut, und das ist euer Unglück.

Wären nur einige sehr gut und die anderen sehr schlecht, so hätten die sehr guten volle Häuser und die sehr schlechten müßten sich eine andere Laufbahn suchen.

Die Zeit der rein technischen Virtuosität ist vorüber, heute wirkt nur noch die Individualität.

Unter solchen Verhältnissen kann ich euch nur den einen Rat geben:

Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich Genie zum Hackbrett findet,
Der Wahn ist kurz — die Reu' ist lang.

* * *

Ich spielte, wenn auch nur mittelmäßig, doch in einer günstigeren Zeit und unter günstigen Umständen. Und doch, wieviel mußte ich kämpfen, kämpfen für den Platz am Podium, kämpfen gegen den Vorwurf des Dilettantismus, kämpfen gegen das Vorurteil, das man uns Aristokraten gegenüber im allgemeinen hegt, und kämpfen für das Brot meines Nächsten; nur gegen eine Macht brauchte ich niemals zu kämpfen. Das war die Kritik. Und doch war sie ungerecht; denn sie hat mich weit über meine Verdienste anerkannt.

Trotz alledem, wenn ich zurückblicke auf meine wechselvolle, farbenprächtige Künstlerlaufbahn und mich frage: „Wolltest du all diese Mühe, Plage und all die übermenschliche Arbeit noch einmal leisten?" Da antworte ich mir selbst: „Ja!" Des fahrenden Spielmanns Leben ist und bleibt nun einmal das Schönste, was uns diese Erde bieten kann, dieses Kaleidoskop der immer wechselnden Eindrücke, dieses Kommen und Gehen, dieses Nichterkennen und Nichterfassen des Menschenjammers. Diese süße Unkenntnis des realen Lebens, dieses Traumleben, das auf kurze Zeit sich in greifbaren Erscheinungen ausspricht. Eintagsfreunde, Eintagserfolge, Eintagsideale! Das Leben erscheint in ein Meer von Licht getaucht, und wir wandeln lächelnd, in dieses

süße Lügennetz gehüllt, unsere blumenbestreuten Pfade. Da stehe ich nun vor einer schweren Aufgabe. Ich will von meinen Konzerten sprechen und möchte doch dabei der Erfolge, die dieselben hier und da begleiteten, keine Erwähnung tun. Deshalb greife ich nur einzelne Episoden heraus, kleine Szenen, wie sie im Leben eines fahrenden Künstlers vorkommen und mir jetzt nach dreißig Jahren wieder einfallen.

Ich hatte die Gewohnheit, wenn ich mich an das Klavier setzte, im Publikum Umschau zu halten, besonders unter denen, die in der ersten Reihe saßen. Da fand ich immer eine fesselnde Mädchen- oder Frauengestalt, die meine Königin des Abends wurde. Für sie spielte ich, und die Damen waren so feinfühlig, daß sie es immer merkten. — Die Königin weniger Stunden! Nach dem Konzert trafen wir uns noch, und dann —

Ein Rosen- und ein Eichenblatt,
Die flatterten im Winde
Und blieben hängen müd' und matt
An eines Baumes Rinde.

Sie blickten sich verwundert an
Und fingen an zu lesen
Aus ihren Fasern wundersam,
Was ihr Geschick gewesen.

Und da es stark geregnet hat
Im grünen Waldesreiche,
So beugt über das Rosenblatt
Sich still das Blatt der Eiche.

„Wie wohl ist mir in deinem Zelt,
Mir armen Heimatlosen.
Dein grüner Schirm ist meine Welt,"
So sprach das Blatt der Rosen.

„Wie dufteſt du ſo liebeswarm,
Du Holde ſondergleichen.
Das Morgenrot halt' ich im Arm,"
So ſprach das Blatt der Eichen.

Ein rauher Windſtoß packt ſie ſchwer
Und wirft ſie auf und nieder.
Fort flattern ſie im luft'gen Meer
Und ſehn ſich niemals wieder.

Meine erſte Konzerttour in Deutſchland habe ich in Begleitung meines einſtigen Hausarztes Dr. von Hoványi unternommen, eines liebenswürdigen, dicken jungen Mannes, der mir ſo manche Unannehmlichkeit vom Halſe ſchaffte.

Ich ſpielte damals in wenig Wochen in elf Städten, eine wahre Parforcetournee. Die Städte waren Wien, Graz, München, Nürnberg, Karlsruhe, Mannheim, Wiesbaden, Frankfurt, Gießen, Weimar und Dresden. Ein Herr S., mein quaſi Impreſario, beſorgte die Korreſpondenz und fixierte die Tage. Das Arrangement meiner Konzerte beſorgten jene Wohltätigkeitsvereine, zu deren Gunſten ich ſpielte. Die Vorſtände und Patroneſſen waren ſo liebenswürdig, mich zu empfangen und aufzuſuchen, und es war oft ſehr unangenehm, gar nicht zu wiſſen, mit wem man verkehrte. Es hat ſich auch ereignet, daß wir gerade von der Bahn in die Privatwohnung irgendeines Vorſtandes oder einer Patroneſſe geführt wurden und wir nicht einmal wußten, bei wem wir eigentlich wohnten. Da war Hoványi unbezahlbar. Er hielt ſich ſogleich an das Stubenmädchen. Wie oft hörte ich im Nebenzimmer ſolche oder ähnliche Verhandlungen: „Ihre Herrin iſt eine reizende Dame." — „Ich habe keine Herrin, mein Herr iſt Witwer." — „Ah! — Ja, Witwer; ich meinte ſeine Tochter." — „Er hat keine

Tochter." — „Oh! der liebe Mann wird schon wieder heiraten und eine liebe Tochter bekommen." — „Das ist wohl unwahrscheinlich, da er schon bejahrt ist." — „Es ist wirklich schade, daß ein so lieber Mann schon bejahrt ist. Womit beschäftigt er sich denn den ganzen Tag?" — „Er geht ins Kontor!" — „Ah! ja; ins Bankgeschäft." — „Nein, er geht ins Kontor seines Geschäfts." — „Das Geschäft ist wohl hier in nächster Nähe?" — „Nein, es ist in der Mühlstraße." — „Freilich, freilich, in der Mühlstraße, wo das große Schild hängt, das seinen Namen trägt — — den Namen, den Namen?" — — „Die Herrschaften werden wohl den Namen ihres Hausherrn kennen!"

In diesem Fall hatte sich die Findigkeit Hoványs nicht bewährt. In einer anderen Stadt in Italien kannten wir wohl den Namen unseres Hausherrn, wußten aber nicht, in welche Klasse wir ihn rangieren sollten. Am Bahnhof empfing uns eine tadellose Equipage, und sehr elegant präsentierte sich auch die Wohnung, in der wir erwartet wurden. Der Hausherr war ein sehr schweigsamer, einfacher, ältlicher Mann, die Hausfrau — nicht sichtbar. Es hieß, sie habe sich den einen Fuß verstaucht. Hoványi hielt sich diesmal an das kleine Hausfräulein, das ihm nach der Art intelligenter kleiner Mädchen jede gewünschte Auskunft in übersprudelnder Weise gab. Im Salon hing ein lebensgroßes Bild einer wirklich sehr schönen Frau, es war unsere Hausfrau. Als ich der kleinen Tochter sagte, wie leid es mir tue, Mama nicht gesprochen zu haben, sagte sie mir lächelnd: „Das könnten Sie ja durch die Tür des Schlafzimmers tun!" — „Sehr gern," entgegnete ich ein wenig überrascht, „will ich dies tun, wenn es Mama erlaubt." Die Kleine hüpfte von dannen, um alsbald mit der Botschaft zurück-

zukehren, ich möge nur an die Schlafzimmertür kommen. Nach einigen konventionellen Redensarten sagte ich der unsichtbaren Schönen: „Gnädigste Frau, im Salon hängt ein Bild, von dem mir berichtet wurde, daß es Ihr Bildnis sei. Leider kann es unmöglich ähnlich sein." — „Ja, warum denn nicht?" tönte es aus dem Schlafzimmer. Ich erwiderte: „Weil es eine so schöne Frau nicht gibt und nicht geben kann." Ein Schrei der Entrüstung: „Ah! das ist arg!" Ich fuhr fort: „Trösten Sie sich, gnädigste Frau; wenn Sie nur zum zehnten Teil so schön sind wie Ihr Bild, so können Sie vollkommen zufrieden sein." Und wieder erklang jene angenehme Frauenstimme, diesmal aber eine große Terz höher. „Also, Sie glauben wirklich nicht, daß ich so schön sein könne wie mein Bild?" — „Nein, ich glaube es nicht!" erwiderte ich trocken. Und aus dem Schlafzimmer erklang es jetzt, eine große Sexte höher: „Treten Sie ein!" — Sie war wirklich so schön. — —

Als ich im Januar von Frau und Kindern Abschied nahm, sagte ich zugleich allen Bequemlichkeiten eines bürgerlichen Lebens Valet. Wer noch keine Konzerttour unternommen hat, weiß nicht, was es bedeutet, von Stadt zu Stadt stürmend, Nächte über Nächte in Eisenbahncoupés, Salons und Bankettsälen durchzuwachen, tagsüber hundert Menschen zu empfangen, fünfzig Treppen abzulaufen, zwanzig Interviews zu überstehen, Autographensammler zu befriedigen, lieblich lächelnde Damen zu amüsieren und eine Unzahl Briefe in drei Sprachen zu schreiben, dazu Unglückliche zu trösten und Hilfsbedürftige zu beschenken, weiß nicht, was es heißen will, einen Tag von vier Schinkenbrötchen zu leben und am nächsten sich durch drei Diners hindurch-

essen zu müssen, zehn Toaste zu sprechen, immer aufgeräumt, lustig, zuvorkommend, galant mit den Damen, bescheiden den Herren gegenüber und niemals müde und abgespannt sein oder, besser gesagt, es wenigstens nicht zeigen. Die Welt liebt alles, was leicht ist oder doch leicht scheint. Wehe dem Künstler, der keine Flügel hat, dem man die physische Schwere seiner Leistung ansieht! Hat doch schon der gutmütige König Ferdinand den Pianisten L. Meyer nach einem Hofkonzert mit folgenden Worten belobt: „Ich gratuliere, Herr Meyer ..." Der Pianist verbeugt sich tief. „Ja, so wie Sie ..." — „Majestät sind zu gnädig!" stammelt der glückliche Künstler. — „Ja wirklich, so wie Sie ..." — „Majestät, wie soll ich danken ..." — „So wie Sie geschwitzt hat noch keiner." — Im übrigen: transpirieren darf jeder Künstler, er soll nur keine Müdigkeit zeigen. Ich mußte ja noch außer meinen gesellschaftlichen Verpflichtungen täglich vier bis fünf Stunden Klavier spielen, vor einer Konzerttour auch acht Stunden. Da ich jedoch nicht imstande war, die bleierne Langeweile der Fingerübungen zu ertragen, legte ich mir ein Buch auf das Pult und las dabei. Ich habe auf diese Weise kulturhistorische Bücher gelesen, H. Th. Buckle, Carriere, Otto Henne am Rhyn, Roßbach, Gregorovius und andere. Liszt sagte mir einmal, als er mich dabei ertappte: „Einem anderen möchte ich solch literarische Fingerübungen gewiß nicht gestatten, Sie sind aber „né tout coiffé"." (Gekämmt, frisiert auf die Welt gekommen.) Doch zurück zu meiner deutschen Tournee.

Über Wien und Graz habe ich nichts Besonderes zu berichten. Meine erste Station in Deutschland war München. Eine Abordnung des Österreichisch-Ungarischen Vereins erschien am Perron und führte uns in das Hotel zum Baye-

rischen Hof. Erste unangenehme Überraschung: der Bösendorfer-Flügel, den ich mitführte, wurde mit 300 Mark Zoll belegt. Es kostete einige Mühe, der Zollbehörde klarzulegen, daß der Flügel nicht zu Verkaufszwecken eingeführt wurde. Außerdem Indignation und Fragen, warum ich nicht auf Bechstein-, Blüthner- oder Seitzflügeln spiele. Ich gab die bündige Erklärung ab, daß ich auf Bösendorfer-Klavieren eingespielt sei und diese Klaviere meiner speziellen Technik entsprächen. — Am folgenden Tage großes Diner bei unserem Gesandten Baron von Bruck, abends glänzende Soiree beim französischen Gesandten Grafen Montebello. Ein Teil des Hofes war erschienen, drei Prinzen führten die Konversation in ungarischer Sprache mit mir, und Prinzessin Elisabeth ließ durch das Streichorchester, das die Tafelmusik ausführte, ungarische Weisen aufspielen. In einer Ecke des Salons stand ein geöffnetes Klavier. Ein Kranz liebenswürdiger Damen drängte mich immer weiter und weiter dorthin. Als ich schon vor dem Instrumente stand, erschien Baron Bruck und führte mich ins Nebenzimmer. „Um alles in der Welt," sprach er, „spielen Sie nicht Klavier. Ein Teil der Münchener Gesellschaft ist nicht reich; wenn Sie heute spielen, so haben Sie morgen leere Reihen in Ihrem Konzert. Verschwinden Sie sogleich, ich werde Sie schon entschuldigen." Nolens volens mußte ich fort. Baron Bruck aber kehrte in den Saal zurück und berichtete mit sorgenvoller Miene, ich fühle mich unwohl und wolle auf seine eindringlichste Bitte nicht mehr hier verweilen.

Der Tag des Konzertes war angebrochen. Mein Bösendorfer-Flügel stand in meinem Zimmer, und ich übte fleißig. Im Nebensalon war eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft versammelt. Als ich den Erlkönig spielte, ereignete sich ein

köstlicher Zwischenfall. Die Hochzeitsgesellschaft drängt zur Türe und lehnt sich ungestüm an dieselbe. Die Tür ist schlecht geschlossen, und siehe da, bei den letzten Akkorden springt sie auf, und ein Knäuel von Menschen liegt in meinem Zimmer, Braut, Bräutigam und Schwiegermutter unter dem Klavier, die übrigen Gäste malerisch rundherum gruppiert. Es war ein Zwischenfall in des Wortes tiefster Bedeutung, der mit einer großen Lachsalve endete.

Abends erglänzte der herrliche Odeonsaal in vollem Lichte. In der ersten Reihe saßen 13 königliche Prinzen und Prinzessinnen, hinter ihnen die ganze Gesellschaft Münchens. Es war ein sehr schöner Abend. Ich hatte immer geglaubt, daß unser ungarisches „Éljen" jede Exklamation übertöne, wurde aber überzeugt, daß das deutsche „Hoch" an tonaler Wirkung weitaus kräftiger ist. Ich spielte nicht weniger als 14 Nummern und 5 Zugaben. Nach dem Konzert mußte ich noch längere Zeit im Kreise der Königlichen Hoheiten verweilen. Als die hohen Herrschaften den Saal verließen, wurde ich vom Publikum um Autogramme bestürmt. Ich war aber pudelnaß, und mein Doktor rettete mich kraft seines Amtes aus den gefährlichen Krallen der Begeisterung. Nach einer Stunde saßen wir bei schäumenden Pokalen in lustigster Gesellschaft, bis der Morgen graute und wir ins Hotel zu eilen gezwungen waren, um einzupacken. Mein lieber Doktor war ein gefährlicher Einpacker. Was ihm unter die Hände kam, wurde verstaut: im Hotel vergessene fremde Pantoffeln, Handschuhe, Briefe, Regenschirme, sogar ein Damenkorsett mit rosafarbenen Bändern. Dieses Korsett, das er — der Himmel weiß, wo — gefunden hatte, machte in der dunkelsten Ecke meines Koffers unsere ganze Reise mit. Zu Hause

angekommen, trat die alte, böswillige Kammerzofe meiner Frau in mein Zimmer und schwenkte dies kompromittierende Kleidungsstück hohnlachend in der Hand. „Herr Graf haben sich sehr gut amüsiert!“ kicherte die alte Hexe. Ich antwortete ruhig: „Zerknittern Sie dies Korsett nicht! Zum Zeichen, daß ich immer an Sie dachte, habe ich es Ihnen ja als Geschenk mitgebracht.“

Ich muß noch erwähnen, daß mich Seine Majestät der so geniale und unglückliche König Ludwig von Bayern auch Klavier spielen hören wollte, aber hinter einer spanischen Wand verborgen. Ich wurde bestürmt, diesem Wunsche nachzukommen, habe aber untertänig dankend abgelehnt. Spät am Abend trafen wir in Nürnberg ein und wurden durch ein Empfangskomitee in ein Hotel geleitet. Am nächsten Tage wurden die Herrlichkeiten dieser alten Stadt besichtigt und mehrere Besuche abgestattet. Unter anderen suchte ich auch die hochverdiente Liszt-Biographin Fräulein Lina Ramann auf, die mich als Schüler Liszts in der liebenswürdigsten Weise empfing. Abends war das Konzert, das glücklich verlief. An dem sich anschließenden Bankett im „Goldenen Adler“ nahmen die Spitzen der Gesellschaft teil. Es war schon lange nach Mitternacht, als wir noch lustig pokulierend beisammensaßen. Ein Toast folgte dem anderen, und ich hatte viel zu danken. Ein alter Professor richtete an mich im Rahmen eines Toastes die Frage, ob es wahr sei, daß das deutsche Element in Ungarn so unbarmherzig unterdrückt werde. Ich widerlegte diese ganz ungerechte Anschuldigung und sagte: „Wenn es in Ungarn Deutsche gibt, die ihr Deutschtum vergessen, so madjarisieren sie sich selbst, gezwungen hat sie niemand dazu.“ Die Stimmung des Banketts wurde immer wärmer.

Man guckte nach meinen Fingern, die beim Zerteilen der Speisen keiner fremden Hilfe bedürftig sind, und als ich Äpfel schälte, banden einige Damen von mir geschälte Apfelschnitten in die Ecken ihrer Spitzentücher, um sie als Andenken zu bewahren. Wie ich die deutsche Treue kenne, würde es mich nicht wundern, wenn in Nürnberg heute noch in der Schachtel irgendeiner Großmutter sich die Mumie einer Apfelschnitte vorfände. — Es war schon gegen früh, als ein enthusiastischer Rittmeister in kurzen Worten vorschlug, man möge das Klavier aus dem anstoßenden Saale hereintragen und mich bitten, ich möge ein Abschiedslied spielen. Gesagt, getan. Der zwölf Zentner schwere Flügel wurde auf den Schultern hereingebracht, und ich spielte bis zum Morgengrauen. Um mich her saßen lächelnde Frauen und sinnende Mädchen, und ich spielte, wie es mir mein Herz gebot. Bei der Erinnerung an diese Episode taucht auch aus den rosigen Nebeln meiner Vergangenheit das Bild eines lieblichen deutschen Mädchens empor. So blond, so blauäugig, so wahrhaft, so rein, wie es deutsche Mädchen sein können. Ich sah es einige flüchtige Stunden, dann niemals wieder, und doch fällt mir heute, nach dreißig Jahren, das liebe Kind wieder ein, wie das Geläute einer kleinen Silberglocke, wie das Lied eines Kindes aus weiter, weiter Bergesferne. An der Tafel saß sie neben mir. Ich sagte ihr vielleicht zu wenig, vielleicht auch zu viel. Es war nach einem sinnberauschenden Erfolg. Die ganze Glut meines Herzens ergoß sich auf sie, wie ein Lavastrom auf eine kleine Blume. Es war kein Flirt. Zu einem Flirt gehören zwei gleichwertige Dekadenten, und das waren wir beide nicht. Sie gefiel mir. Sie war mir mehr als sympathisch. Ich gab es ihr zu erkennen, und das war nicht

recht. Das Mutterauge bemerkt alles. Ich sehe sie noch, die stattliche Frau in ihrem blausamtnen Kleide. Sie schlug an ihr Glas, stand auf und sprach einen Toast folgenden Inhalts: „Meine Damen und Herren! Ein Künstler ist ein gottbegnadeter Singvogel, den man nicht immer im Käfig halten kann. Er fliegt über Berg und Tal, über das Meer und über die Heide, immer singend, pfeifend, tirilierend. Doch gar bald ist er der Freiheit überdrüssig und fliegt zu seinem lieben Käfig zurück. Bei diesem Käfig, seinem Heime, erwarten ihn die beste, edelste Frau, seine Gattin, und seine Kinder. Ich erhebe mein Glas und bitte Sie, auf das Wohl der Familie unseres Künstlers ein dreifaches Hoch auszubringen!" — „Hoch! hoch! hoch!" klang es ringsherum, und ich stimmte von ganzem Herzen ein. Als ich am nächsten Morgen die alten, grauen Mauern Nürnbergs verschwinden sah, da lehnte ich mich in die Ecke des Coupés und summte ein Liebeslied, wie es mir eben einfiel.

Ach, dürft' ich all die Liebe mein
In wenig Worte fassen,
Ich sagte dir: „Ich liebe dich
Und kann dich nimmer lassen!"

Ach, dürft' ich all die Liebe mein
In einen Blick vereinen,
Da würde wohl aus meinem Aug'
Der ganze Himmel scheinen.

Ach, dürft' ich all die Liebe mein
Dir auf die Lippe drücken,
Du müßtest senken still dein Haupt
Und sterben vor Entzücken.

Als das Lied fertig war, dachte ich, ob ich wohl vor Entzücken gestorben wäre? Und dies schien mir sehr un-

wahrscheinlich. Wir Männer sind nun einmal so dick besaitet, im Gegensatz zu dem so zartbesaiteten weiblichen Geschlechte . . .

Nachmittags fuhren wir, Hoványi und ich, in den Bahnhof Karlsruhe ein. Wir hatten beide geschlafen. Plötzlich erwacht, sahen wir einen höchst bescheiden auftretenden alten Herrn in der Coupétüre stehen. Hoványi hielt ihn für einen Beamten und gab ihm mehrere kleine Gepäckstücke, die er freundlich grüßend übernahm. Zu unserem größten Schrecken hörten wir auf einmal, wie ihn ein Packträger Exzellenz nannte. Es war der Generalintendant Freiherr von Putlitz, ein hochgeschätzter Dichter und eine allverehrte Persönlichkeit. Der bezaubernd liebenswürdige Mann nahm mich unter seine schützenden Fittiche und bot uns sein eigenes Heim an, wo wir uns wie zu Hause fühlten. Das großherzogliche Paar ließ mich nach Baden-Baden einladen, der Erbgroßherzog wollte mich in Karlsruhe empfangen. Alles war so im besten Fahrwasser, nur eine Sorge beunruhigte unseren gnädigen Gönner: die eisige Kälte des Karlsruher Publikums. Unser liebenswürdiger Hausherr sagte: „Der Saal ist ausverkauft, Sie werden gewiß famos spielen. Alles wird genießen, innerlich anerkennen, aber applaudieren wird niemand!"

Im Opernhaus wurde „Lohengrin" aufgeführt. Felix Mottl saß am Dirigentenpult. Es war eine herrliche Aufführung, aber es rührte sich keine Hand. „Sehen Sie," sprach Baron Putlitz, „so ist unser Publikum. Beim Jubiläum unseres großherzoglichen Paares veranstaltete ich eine Festvorstellung, in der jede Szene reichlich zu Ovationen Anlaß bot, den Applaus geradezu herausforderte, und doch rührte sich keine Hand!"

Am nächsten Abend war das Konzert. Ich spielte glücklich und erinnere mich in Dankbarkeit des Karlsruher Publikums. Ich muß verraten, daß ich manchmal sehr an Lampenfieber leide. Nach meiner Meinung stehen die allermeisten sensitiven Künstlernaturen unter dem hemmenden Einflusse dieser Erscheinung. Sah ich doch sogar Liszt vor seinem Auftreten in sehr nervöser Stimmung. Er schob den Daumen seiner rechten Hand unter den Brustlatz seines langen Rockes und trommelte mit den Fingern an seinen Rockknöpfen. Und doch war es eben Liszt, der den schönen Ausspruch tat: „Nicht wie der Angeklagte vor dem Richter, sondern als Zeuge der ewigen Wahrheit und Schönheit vor der Menschheit soll der Künstler vor den Zuhörern erscheinen." Das Lampenfieber hört auf, wenn die künstlerische Stimmung gesiegt hat. Freilich hängt dieser Sieg von vielen Nebenumständen ab, vom körperlichen Befinden, von seelischen Eindrücken und vielem anderen. Das Lampenfieber tritt graduell sehr verschieden auf. Ich erinnere mich, daß ich in Paris äußerst ruhig war und in einem kleinen ungarischen Städtchen schon die Nacht vor meinem Konzert nicht schlafen konnte.

Bülow litt sogar an Idiosynkrasien. In einem seiner Konzerte bemerkte er einen in der ersten Reihe sitzenden Herrn, der ihm sehr unsympathisch war. Er fixierte ihn eine Weile und sagte hierauf: „Geehrter Herr, ich will Sie nicht beleidigen, aber Ihr Gesicht stört mich. Ich lasse Ihnen einen Sessel hinter meinen Rücken auf das Podium stellen, da können Sie auch auf meine Finger sehen!" Als der Herr empört dankte, ließ Bülow das Klavier umdrehen. — Auch der große Rubinstein war zuweilen dem Lampenfieber unterworfen, während des Paroxysmus griff er auch

manchmal daneben, worüber er in die höchste Wut geriet. Das Publikum aber jubelte ihm zu, und es hatte recht. In jener Zeit, wo sein Lied „Asra" alle Liebenden, auch jene, die nicht sterben wollen, in die höchste Ekstase versetzte, wurde der Liedertext folgendermaßen travestiert:

Täglich schlug der Wunderbare
Seine Hände auf und nieder
Um die Abendzeit am Flügel,
Wo die weißen Tasten glänzen.

Sieben Tage spielt der Meister,
So, daß von der edlen Stirne
Ihm die weißen Wasser plätschern,
Täglich wird er bleich und bleicher.

Eines Abends kriegt ein Fräulein
Einen Anfall von Begeistrung,
Und in Ohnmacht stürzt die Dame
Just dem Spielmann in die Arme.

Und der Meister sprach: Ich heiße
Rubinstein und bin aus Rußland.
Sehr zuwider sind mir Damen,
Welche sterben, wenn ich spiele.

Einen merkwürdigen Fall von Lampenfieber habe ich an dem Hofe einer hochbegabten, edlen und herzensguten Erzherzogin erlebt. Anläßlich eines Festes wurde auch der Rabbiner zur Hoftafel zugezogen. Er aß keinen Bissen, und die leutselige Erzherzogin fragte ihn: „Herr Rabbiner, Sie essen ja gar nichts?" Der Rabbiner erhob sich von seinem Stuhl, verbeugte sich tief und antwortete: „Wenn ich Eure Kaiserliche Hoheit sehe, so habe ich schon genug." Alle Anwesenden hatten auch genug — zu tun, um ihre Lachkrämpfe zu unterdrücken.

Folgendes Schreiben Liszts ging mir nach dem Karlsruher Konzert zu:

Sehr lieber Freund!

Einen Tag nach Ihrer Abreise empfing ich einen Brief des Großherzogs von Weimar, in welchem er mich seinen „Maestro rigoroso“ nennt, weil ich ihm fünf Monate hindurch nicht geschrieben habe. Er hat durch Baronin von Meyendorff (der ich oft schreibe) erfahren, daß Sie Erfurt mit einem Konzert beschenken wollen. Seine Königliche Hoheit beauftragt mich, Sie nach Weimar einzuladen. Seinen Brief schließe ich bei. Bitte, schreiben Sie entweder unmittelbar an Seine Königliche Hoheit oder an Baronin Meyendorff. Wenn Sie nur irgend Zeit finden, so bereiten Sie mir die Freude, diese liebenswürdige Einladung anzunehmen. Von Erfurt nach Weimar haben Sie ja nur eine halbstündige Reise. Sie finden dort einen Hof, der durchweg gut beraten ist und in wohlwollendster Weise Beziehungen zu den Berühmtheiten der Kunstwelt aufrecht erhält. Zu diesen Berühmtheiten zählen Sie schon, und werden immer mehr und mehr zählen, sehr lieber Poet und Künstler. Der letztere wird dem ersteren gar bald den Vortritt lassen. Die Musik ist ja überflüssig und doch eine so notwendige Sache, wie Herr von Voltaire behauptet. Sie finden in Weimar eine Pianistin nicht vom Fach, aber von hoher Distinktion, die Sie mit Entzücken Klavier spielen hören wird. Sie ist befähigt, alle Details Ihrer Hexereien, Arpeggien und gefährlichen Sprünge, die außer Géza Zichy zu wagen niemand den Mut hätte, zu bewerten und anzuerkennen. Es ist dies die

Prinzessin Elisabeth, Schwester der Prinzessin Reuß, die Sie kennen. Hier fahren wir mit vollen Segeln in einem Meere von Festen, Banketten, Routs, die zu Ehren Munkácsys stattfinden. Ich beteilige mich freudigst an all diesen begeisterten Ovationen, die einem großen Künstler, unserm in ganz Europa rühmlichst bekannten Kompatrioten, dargebracht werden, und freue mich, hoffen zu dürfen, daß die Kunst in Ungarn „poco a poco" einen sicheren und glänzenden Platz einnehmen wird. Helfen Sie mir, sehr lieber Freund, diesen meinen Lebenswunsch realisieren zu können.

Ihr von Herzen sehr ergebener

F. Liszt.

Budapest, den 24. Februar 1882.

Wir fuhren nunmehr nach Mannheim, wo schon um 11 Uhr vormittags eine Matinee angesetzt war, und zwar in einer höchst befremdlichen, taktlosen Form. Es stand nämlich in faustgroßen Lettern an allen Straßenecken angeschlagen: „Auf besonderen Wunsch Seiner Erlaucht Grafen Géza Zichy großartige Matinee". Dem Verfasser dieser Plakate haben wir den Kopf mit vereinten Kräften gewaschen. Nach der Matinee fand ein Frühstück bei unserem österreichisch-ungarischen Konsul statt, worauf wir sofort wieder zurück nach Karlsruhe und von dort weiter nach Wiesbaden fuhren. Die Patronesse meines Konzerts war hier Fürstin X. Diese höchst originelle Dame machte auf mich einen ganz merkwürdigen Eindruck. Den kleinen üppigen Körper krönte ein Kopf, der mit seinen stechenden dunklen Augen, dem energischen Profil, dem beredten Mund und vor allem mit seinem forschenden Blick lebhaft an George Sand erinnerte. Sie empfing mich in folgender

Weise. Als ich eintrat, setzte sie ihren Zwicker auf die Nase, beugte sich nach vorne und sprach kein Wort. Dann musterte sie mich lange, peinlich lange, vom Scheitel bis zur Sohle. Endlich sagte sie höchst gelangweilt: „Nein! nein! Sie gefallen mir gar nicht! Nach Ihren Photographien glaubte ich einen schönen, sehr kräftigen Mann erwarten zu können, und nun steht ein überaus abstrapazierter, bleicher Mensch vor mir. Sie sollten Eisenpillen knuspern und Lebertran trinken, aber keine Konzertreisen machen!" — Ich antwortete, hellauf lachend: „Aber Fürstin, ein zu gut aussehender Künstler ist ja gar nicht interessant!" — „Nun ja," versetzte sie, „aber Sie sind nicht derartig dekrepit, um Mitleid erregen zu können, Sie sind nur abgenützt, ausgepumpt, voilà tout!"

Am nächsten Tag speiste ich mit dem Fürsten Nikolaus von Nassau und seiner höchst geistreichen Gemahlin, der Gräfin Mehrenberg, einer Tochter Puskins. Es war große Gesellschaft. Nach dem Diner setzte ich mich ausnahmsweise an das Klavier und spielte einige Stücke. Auf einmal trat die Fürstin X. zu Dr. Hoványi, ließ ihren Zwicker von der Nase gleiten und sprach: „Hören Sie mal, der Mann ist nicht so abstrapaziert, als ich dachte. Mit welcher Wunderschmiere behandeln Sie ihn? Er ist überraschend, wahrlich überraschend, er fängt an, mich zu interessieren!" Am Abende war große Soiree beim Präsidenten von Wurmb. Zu Mittag hatten wir die illustre Gesellschaft Wiesbadens gesehen, und am Abend lernten wir nun die Ritter des Geistes und die schönsten Damen dieser herrlichen Badestadt kennen. Da machte ich auch die Bekanntschaft des Professors Ehlert, dieses vielseitigen, hochbegabten Musikers, Schriftstellers und Komponisten. Es wurde

deklamiert, musiziert, gesungen und gepfiffen. Ja, auch gepfiffen. Ein Herr pfiff die Prochschen Variationen in meisterhafter Weise. Er hatte eine Skala, die dem Tone einer Klarinette glich.

Am nächsten Tag, dem Tage des Konzertes, speisten wir bei Frau Cecille Mutzenbecher, einer hochbegabten, liebenswürdigen Dame. Selten sah ich in einer Frau so viele Talente vereinigt. Als wir abends in den Kursaal traten, standen uns die Haare zu Berge. Fürstin X. hatte das Podium besonders schön schmücken lassen wollen, und nun stand mein Bösendorfer Flügel auf weichen Teppichen zwischen Leinwandkulissen und Draperien gebettet. „Die Akustik ist tot," sagte ich, „dies wird mein schwerster Abend werden!" Das wurde er auch, aber darum doch kein unglücklicher.

Im Künstlerzimmer war eine Dame anwesend, mehr als wohlbeleibt und derartig busenreich, daß man schon von Busentempeln sprechen konnte. Sie war eine große Enthusiastin, und nach dem „Erlkönig" umarmte sie mich so stürmisch, daß mir die Rippen krachten. Das Publikum rief nach mir, ich mußte also auf das Podium. Da geschah etwas, was mich auf das äußerste erregte. Man klatschte, lachte aber dabei hellauf. Ja, was ist denn an mir Lächerliches? dachte ich und blickte nach meinen Kleidern. Da war es nun auch mit meinem Ernst vorbei; denn rechts und links an den Brustteilen meines Fracks glänzten zwei mächtige, weiße Erdkugeln. Frau V. war stark dekolletiert und noch stärker gepudert, und ich trug nun die Abzeichen ihrer pyramidalen Reize vor das Publikum. Im ganzen Saale hörte ich kichern: „Frau V. hat ihn umarmt, Frau V. hat ihn umarmt!"

Nach dem Konzert fand ein lustiges Fest bei der Fürstin X. statt, und wir kehrten erst am hellen Morgen in unser Hotel zurück, um einzupacken. Mein guter Doktor war derartig verschlafen, daß er ein Paar Damenstiefeletten einpackte, die vor der Tür des Nachbarzimmers gestanden hatten. Die nächste Station war Gießen, wo wir im trauten Heim Franz Liszts, des Lieblingsneffen meines großen Meisters, auf das freundlichste aufgenommen wurden. Gießen wird mir schon darum unvergeßlich bleiben, weil es die einzige Stadt war, wo ich eine ganze Nacht durchschlafen konnte. Nach dem Konzert fragte ich Dr. Hoványi: „Nun, wie war denn das Konzert, waren Sie zufrieden?" Er antwortete: „Als Arzt muß ich folgendes visum repertum abgeben: Herztätigkeit des Publikums äußerst erregt, Puls kräftig, sehr beschleunigt, das Sensorium nicht gestört, Verlauf des Konzertparoxysmus normal." Abends großes Souper im Hause Liszt, Toaste, Musik, etwas Politik — dann ein wenig Schlaf und Abfahrt nach Frankfurt. Hier empfing mich eine Abordnung des Österreichisch-Ungarischen Hilfsvereins und mein Impresario S. Auf meine Frage, ob das Konzert gut besucht sein werde, antwortete man zögernd, daß der Vorverkauf der Eintrittskarten ein minimaler sei. „Gott sei Dank," tröstete ich mich, „da komme ich eher heim." Anders dachte mein Impresario. Er meinte: „Ich habe Ihre Ankunft nur erwartet, um das Konzert arrangieren zu können. Der echte Frankfurter ist das originellste Geschöpf des Erdenrunds. Er liest keine Kunstnachrichten, aber Kursberichte; aristokratische und Künstlernamen imponieren ihm gar nicht. Er liebt den Luxus, die raffinierteste Küche, den besten Keller, auch schöne Frauen, Blumen und die Kunst, jedoch nur unter

gewissen Bedingungen. Schon zu Anfang der Saison bestellt er bei seinem Musikalienhändler soundsoviel Konzertkarten. Er hat sein Konzertbudget, das er nicht gern überschreitet. So hat sich schon das Unglaubliche ereignet, daß Rubinstein vor leeren Bänken spielte. Die Frankfurter haben über das Zichykonzert bisher nichts gehört und auch nichts hören wollen. Ich weiß aber, wie man die Frankfurter packen muß. Die bekanntesten drei Personen sind hier eine Blumenhändlerin, ein Weingroßhändler und ein Schneider. Zu ihnen geht jeder echte Frankfurter fast täglich. Er kauft Blumen, kostet Weine und hört die Tagesneuigkeiten aus dem Munde des Schneiders, der ein wahres Genie des Tagesklatsches ist."

Noch an demselben Nachmittag prangte mein Bild zwischen einem Arrangement von Kamelien und Lorbeergewinden, der Weinhändler hatte bis zum nächsten Abend 500 Plätze verkauft, und der Schneider, der zufällig zwei Jahre in Budapest verbracht hatte, erzählte so unglaubliche Wundergeschichten über mich, daß der Saal am dritten Tage vollständig ausverkauft war. Einen Tag vor dem Konzert kam eine Einladung des großherzoglichen Paares, das mich nach Weimar berief. Die Zeit war knapp bemessen. Der Tag konnte nicht verschoben werden, da das großherzogliche Paar zur Geburtstagsfeier Seiner Majestät Kaiser Wilhelms nach Berlin reisen mußte und ich sogleich nach meinem Frankfurter Konzert in Dresden spielen sollte. Also sogleich auf nach Weimar!

Es war schon Abend, als ich ankam. In aller Eile wurden der Frack, Lack und Claque ausgepackt, angezogen, und wir fuhren in die Residenz. Ich wurde von der vollzähligen hohen Familie auf das allergnädigste empfangen.

Offenbar hatte mich Meister Liszt nicht angeschwärzt. Es ist wohl selten der Fall, daß eine Hofsoiree im wahren Sinne des Wortes gemütlich genannt werden kann; die in Weimar war es bestimmt. Im großherzoglichen Schlosse flogen die Stunden mit Windeseile, und lange nach Mitternacht war es, als endlich Abschied genommen werden mußte. Ich saß sozusagen den ganzen Abend am Klavier, mir zur Seite Prinzessin Elisabeth, eine genial veranlagte Dame, selbst Musikerin von bestrickender Liebenswürdigkeit. Nachdem im Hotel noch mit dem Intendanten und Hofkapellmeister Lassen der Abschiedsbecher geleert worden war, wurde rasch zur Bahn aufgebrochen. Während meiner ganzen Tournee habe ich so viel Sekt trinken müssen, daß ich mich heute noch mit Freuden an den sauren Wein erinnere, den mir Lassen im Hotel zu trinken empfahl und von dem er mit Recht behauptete, er wirke ebenso vortrefflich wie ein Hering.

Am Bahnhof angekommen, war ich derartig müde und schläfrig, daß ich, an eine Säule gelehnt, stehend einschlief, das einzige Mal in meinem Leben. An diesen Abend anknüpfend, schreibt mir einige Wochen nachher Liszt aus Weimar:

Sehr lieber Freund!

Der Weimarer Hof fährt fort, Ihr Lob zu singen. Ihre Königlichen Hoheiten stehen noch unter dem Zauber Ihrer Persönlichkeit und außergewöhnlichen Virtuosität. Selbstredend stimme ich, ohne falsche Bescheidenheit, diesem Lobe bei und bestehe auf Ihrer Zukunft als Poet und nicht mehr als Pianist. Ich habe Seiner Königlichen Hoheit versprochen, ein Exem-

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Die Hexe von Leányvár
Illustriert von Michael Zichy

plar Ihrer mit dem Tugendpreis gekrönten Hexe von Leányvár (sobald das Buch in deutscher Sprache erscheint) einzusenden.

Nach einigen Bemerkungen über ein Liederheft schließt er:

Übermorgen bin ich in Brüssel, dann vom 10. Mai bis Ende Juni wieder in Weimar.

Ihr von Herzen sehr ergebener

F. Liszt.

Die Hexe von Leányvár ist niemals in deutscher Sprache erschienen; offenbar hatte Liszt nur darum eine so schmeichelhafte Meinung über das Werk.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, empfing mich der Herr Impresario strahlenden Antlitzes: Der Saal war ausverkauft.

Mittags speiste ich in der Grünen Burg bei Baron E. Rothschild. Den Hausherrn habe ich nicht zu Gesicht bekommen, die Hausfrau aber empfing mich in der kollegialsten Weise. War sie doch die Verfasserin des populären Salonliedes „Si vous n'avez rien à me dire". Ein böser Witzbold fügte hinzu: „alors taisez vous". Bei Tisch fiel mir auf, daß der Hausfrau andere Speisen serviert wurden als uns. Mir gegenüber saß ein Herr, der sich als ausgesprochener Menschenfeind gerierte. „Die besten Menschen sind schlecht," wiederholte er öfters. „Nun, ich hoffe, Sie halten sich für den allerbesten," antwortete ich. Das verbitterte den schwarzen Herrn noch mehr, so daß er wenig schmeichelhaft für mich behauptete, jedes fremde Gesicht sei für ihn ein peinliches Rätsel, worauf ich mit den Worten: „Nun, dann bitte ich Sie, mich keines Blickes zu würdigen," unsere Konversation schloß.

Nach dem Diner erzählte mir ein alter Frankfurter eine Geschichte, die ich nicht unerwähnt lassen will. In den fünfziger Jahren wurden dem Erzherzog Albrecht die Spitzen der hohen Finanz durch Baron Rothschild vorgestellt. Sie standen in Reih' und Glied, nach der Zahl ihrer Millionen eingeteilt. Da hieß es: Herr Taubenfeld, zehnfacher Millionär; Herr Teitelfuß, achtfacher Millionär; Herr Meyer, fünffacher Millionär. So ging es weiter bis zu dem Herrn, der höchst bescheiden als allerletzter in der Reihe stand. Baron Rothschild klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Gar kein Millionär, aber ein braver Mann."

Abends fand mein Konzert im idealsten aller Säle, im herrlichen Saalbau statt. Ich wurde freundlich empfangen, und aus einer Saalecke hörte ich sogar die „Eljens" einiger Kompatrioten. Des weiteren lasse ich nun das Wort meinem Begleiter, Doktor Hoványi, der in den „Fövárosi Lapok" (hauptstädtischen Blättern) vom 6. April 1882 folgende Episode erzählt: Als letzte Piece stand eine ungarische „Fantasie" auf dem Programm. Zichy fängt an zu spielen. Ja, was ist denn das? Ich habe dieses Stück niemals gehört. Mit mächtigen Akkorden setzt eine schwermütige Phrase ein, aus der sich ein getragenes ungarisches Motiv entwickelt. Neue Motive treten hinzu, die er mit einem Goldregen von Passagen, Trillern, hauchähnlichen Arpeggien umspielt. Mir standen die Haare zu Berge. Im Lande des höchsten Musikverständnisses, vor tausend Zuhörern und der ganzen Kritik wagte er nahezu eine Viertelstunde lang zu improvisieren. Über die Wirkung erwähne ich nur, daß er neunzehnmal gerufen wurde und die Kritik diese Fantasie in ihrer harmonischen und formvollendeten Schönheit besonders hervorhob. Im Künstlerzimmer fragte ich ihn:

„Um's Himmels willen, wie konnten Sie solch ein Wagnis unternehmen?" Er antwortete mit schlichter Einfachheit: „Ich mußte es tun, ich dachte an mein Heim, und meine Sehnsucht sang dies Lied."

Nach dem Konzert war großer Ball im Hause Beyfuß. Die Sonne stand schon am Himmel, als wir einpackten und nach Dresden fuhren. Das größte Stück unserer Bagage war der zwölf Zentner schwere Bösendorfer-Flügel, der als Personengepäck immer mit uns reiste. In Dresden berichtete uns der Präsident des Österreichisch-Ungarischen Vereins, daß der Saal und sogar das Podium ausverkauft seien. „Nur unter dem Klavier ist noch ein Platz frei!" setzte er lächelnd hinzu. Das Konzert verrauschte in glücklicher Weise in Gegenwart des ganzen Hofes. Das darauffolgende Bankett fand im „Englischen Hof" statt. Der österreichisch-ungarische Gesandte, die Hofherren, eine große Anzahl von Aristokraten, Künstlern und Schriftstellern waren anwesend. Um zwei Uhr nach Mitternacht will mich mein Begleiter zur Ruhe bringen, ich aber frage den Portier: „Wann fährt der nächste Zug nach Wien?" und erhalte zur Antwort: „In einer Stunde!" Mein Doktor muß sogleich einpacken. Er löst in aller Eile die Schleifen von den Kränzen. Die Kränze selbst schenkt er wie immer dem Stubenmädchen, und in einer Stunde fahren wir der Heimat zu.

Des Spielmanns Heimkehr

Am Helme grünt ein Lorbeerblatt,
Die Laute strotzt von Bändern.
Ade, du Sangesherrlichkeit,
Muß heim — und kann's nicht ändern.

Zwei Hände und viel Händchen klein,
Die winkten mir im Traume,
Und Kinderaugen blinkten drein
Wie Licht vom Weihnachtsbaume.

Auch hört' ich flüstern: „Komm nach Haus!"
Drein Kinderstimmen klangen.
Und sehnsuchtswarm ist mir dabei
Ein Himmel aufgegangen.

O Haus voll süßer Kinderluft,
O Haus voll heil'gem Frieden!
Mein Engelsweib, so rein, so gut,
Zu euch will ich nun fliegen.

(Aus meinem Liederzyklus „Künstlerfahrt".)

Nachdem ich mich in Tetétlen gehörig ausgeschlafen hatte, eilte ich zu meinem Meister nach Budapest. Ich fand ihn eben in der Abreise nach Wien begriffen, und ich fuhr mit. An meiner Uhrkette trage ich seit dreißig Jahren eine Silbermünze als Berlocke, ein sogenanntes Silbersechserl. Das Geldstück ist ganz abgenützt, dünn wie Papier, aber es hat seine Geschichte, es ist nämlich das einzige Geld, das ich für mich erspielt habe.

Im Bösendorfer Saal konzertierte eine junge Pianistin. Ich saß mit Liszt in der ersten Reihe. Mitten im Konzert wurde die Dame plötzlich ohnmächtig. Darüber entstand im Saale große Aufregung, und vom Podium wurde angekündigt, daß die Konzertgeberin nicht imstande sei, das Konzert fortzusetzen. Einige Damen forderten mich auf, das Konzert zu beenden. Ich war müde und gar nicht gewillt, der ehrenden Aufforderung nachzukommen. Da verließ Liszt seinen Platz, hielt ein Silbersechserl mit zwei Fingern hoch in die Luft und sprach: „Meine Damen, den bitten Sie vergebens, er spielt nicht, wenn er nicht bezahlt

Des Spielmanns Heimkehr

BOSTON PUBLIC

wird. Lieber Géza, ich überreiche Ihnen hiermit Ihr Honorar!" Ich steckte mein Silbersechserl ein und spielte wohl eine halbe Stunde lang. Nach Budapest zurückgekehrt, fand ich eines Tages Liszt am Klavier sitzend und die Balladen Löwes spielend. „Ein merkwürdiger Mann, dieser Löwe," sprach der Meister. „Mit so einfachen, naiven Mitteln gelingt es ihm, eine Stimmung zu machen, zu charakterisieren. Freilich hat er gute Texte gewählt wie den Edward; ein Meisterwerk. Versuchen Sie es, Géza, einen Balladentext zu schreiben, der dankbar zu komponieren wäre. Ich will die Ballade für Gesang, vielleicht für mehrere Singstimmen und großes Orchester schreiben." Ich versuchte, Liszts Wunsch zu entsprechen, und schrieb folgendes Gedicht. Liszt war zufrieden, er fand es außerordentlich dankbar und zur Vertonung geeignet. Meines Wissens hat er den Text jedoch nicht komponiert.

Der Zweikampf zu Sheffield

Lord Douglas zieht in Cheviot ein.
Schön Annie fragt: „Sprich, Ritter mein,
Was bringst du heim vom Jagen?"
„Ein würzig' Bad halt mir bereit!
Den letzten Percy hab' ich heut
Mit diesem Schwert erschlagen!"
„Helf Gott, daß niemand sich beschwer'!
Vier Percys traf dein Schwert und Speer!"
„Komm, eisig streicht der Wind.
Schön Annie, sprich mir nicht vom Tod!
Dein blond' Gelocke scheint mir rot,
Laß sehn, mein holdes Kind!"

„Holla, ihr faules Gelichter
Hervor, ihr Sänger und Dichter.
Es schmettre voll Zorn
Trompete und Horn!

Haſtige Läufe
Schrille die Pfeife,
Die Pauke, die tolle,
Rolle und grolle.
Muſizieret!
Quinkelieret!
Friſch auf, immer toller getrieben!
Lord Douglas will lachen, will lieben!

Da plötzlich durch Jubel und Freude
Ertönet ein furchtbarer Schlag;
Das Burgtor erbebt in den Angeln,
Und ſchaudernd verſtummt das Gelag.
Am Burgtor, da ſtehet ein Schatten,
Eine traumhafte Rittergeſtalt;
In geiſterhaft tiefernſten Tönen
Erſchallt ſeiner Stimme Gewalt:
„Ich, Percy, Peer von England,
Verließ des Grabes Ruh',
Zu rächen meine Söhne,
Die frech gemordet du!
Hör meine Fehde,
Steh mir nun Rede!
Auf Sheffields Heide
Kämpfen wir beide.
Morgen um Mitternacht
Erſcheine, erſcheine, erſcheine!"
Wild ſchallet Lord Douglas' Gelächter:
„Auf Wiederſehn, mutiger Fechter!"

Kalte Nebelwolken ſtreichen
Über Sheffields Heide fort,
Bleiches Mondlicht, feuchter Boden,
Öder, ſchauerlicher Ort.
Weit in nebelhafter Ferne
Percys waldumſäumte Gruft,
Totenſtille, lautlos Schweigen,
Wenig Sterne, Moderluft.
„Tot ſein, ſchwach ſein, ſchweigen, ſchlafen
Und beſiegt ſein, dies iſt Tod.

Auf dich, Percy, wart' ich fruchtlos
Bis zum nächsten Morgenrot!
Schlafe, Maulwurf, du mußt schlafen!"
So ruft Douglas in die Nacht.
Doch sieh — dort bei jenen Bäumen
Percy! Percy ist erwacht!
Langsam schwebt der düstre Schatten.
Blendwerk flieh, zerfließ vor mir!
Und sein Antlitz? Nicht zu sehen,
Festgeschlossen sein Visier.
Helm, so sprich, was birgt dein Eisen?
Ist es Fleisch noch — oder Bein?
Sieh, er greifet still zum Haupte — —
Will's nicht sehen! Nein, nein, nein!
Näher, näher, immer näher
Schwebt die schreckliche Gestalt.
Douglas auf! Du mußt dich wehren
Selbst vor höherer Gewalt!
„Ich, Lord Douglas, Peer von England,
Schwör' bei dir, du Sternenschar,
Schwör' bei euch, ihr kalten Wolken,
Schwör' auf Kirche und Altar,
Schwör' bei Annies Lockenhaupte,
Schwör bei starker Ritterpflicht:
Ich, Lord Douglas, Peer von England,
Stehe fest und fürcht' mich nicht!"
Wütend greift er nach der Armbrust,
Zielet nach dem düstren Geist,
Zielt und drücket — doch Entsetzen!
Sieh, der straffe Darm zerreißt!
Fluchend greift er nach dem Schwerte,
Rasend schwingt er's hoch hinauf,
Stürzt sich schäumend auf den Rächer —
Doch der Geist hemmt seinen Lauf,
Legt ihm ruhig auf die Schulter
Seine leichte Geisterhand —
Ritter Douglas bricht zusammen,
Liegt als Leiche auf dem Sand.

* *
*

Ende April bekam ich eine Einladung nach Wiesbaden. Präsident von Wurmb schrieb mir, daß am 1. Mai zu Ehren Seiner Majestät Kaiser Wilhelms in den Gesellschaftsräumen des Regierungspräsidialgebäudes eine musikalische Matinee stattfinden werde und ich ein sehr gerngesehener Gast sei. Ich fuhr sogleich nach Wiesbaden und wurde schon am nächsten Tag von Seiner Majestät zum Frühstück befohlen. Ich hatte Muße und Gelegenheit, den Heldengreis genau zu beobachten. Damals stand er noch gerade und militärisch stramm vor mir. Seine schönen blauen Augen blickten wohlwollend um sich, seine ganze Persönlichkeit hatte etwas ungemein Sympathisches und Gewinnendes. Seine schon spärlichen Haare waren von rückwärts nach vorn gekämmt und mit einem kleinen, schmalen schwarzen Seidenbändchen zusammengebunden. Er schritt sehr schnell durch alle Säle, obgleich sein Gang etwas Schleifendes hatte, da er seine Füße nicht mehr hochheben konnte. Er war bedeutend rüstiger als andere Männer seines Alters und geistig vollkommen frisch. Den Damen gegenüber zeigte er sich voller Aufmerksamkeiten und Rücksichtnahmen. Nur in den zahlreichen Runzeln der Stirn und des ganzen Gesichts machte sich sein hohes Alter bemerkbar. Beim Frühstück saß ich in seiner Nähe, er aß langsam und mit sichtlichem Appetit und Wohlbehagen. Es war eine Freude, an seiner Hoftafel ruhig speisen zu können, während man an den meisten Höfen 15 Gänge in 30 Minuten verschlingen oder eben nur ansehen muß. Der Kaiser trank eine halbe Flasche Rauenthaler und einige Gläser Champagner. Nach dem Frühstück wurde der Kaffee stehend eingenommen. Seine Majestät unterhielt sich in der huldvollsten Weise mit mir. Er sprach über den ungarischen

Volkscharakter, über unsere politischen und landwirtschaftlichen Verhältnisse und zeigte sich in jeder Hinsicht wohlunterrichtet. Dann kam er auf meine eine Hand zu sprechen. „Ich bin kein Musiker," sagte Seine Majestät, „und bei aller Bewunderung, die ich Ihrer so schwer errungenen Kunst zolle, muß ich gestehen, daß ich den männlichen Mut, mit dem Sie Ihr schweres Unglück überwunden haben, am meisten anerkenne." Am nächsten Tag fand die Matinee beim Regierungspräsidenten statt. Sie verlief glücklich, und ich mußte noch auf besonderen Wunsch Seiner Majestät einige ungarische Volkslieder spielen.

Auf meiner Heimreise fuhr ich, einer Einladung unserer Kronprinzessin Stephanie folgend, nach Laxenburg. Das Leben unseres Kronprinzenpaares glich einer Frühlingssinfonie: überall blühten die herrlichsten Blumen, Vogelgesang erfüllte den Park, und mitten in diesem bunten Rahmen ein lebensfrohes, schönes junges Menschenpaar. Die Quellen sangen mit silberhellen Stimmen von Glück und Zufriedenheit, und in den Kronen vielhundertjähriger Bäume flüsterte der Abendwind seine lügenhafte Weise von ewiger Liebe und Freude. Der bezaubernd liebenswürdige und geniale Kronprinz empfing mich auf das freundlichste, die Kronprinzessin mit dem lächelnden Kindergesicht ebenso. Nach dem Frühstück wurde musiziert, hierauf eine Spazierfahrt unternommen.

Alles war so schön, so hell,
Schöne Stunden schwinden schnell.

* *
*

Zu Anfang des Sommers fuhr ich mit meiner Familie in die herrliche Hohe Tatra. Unser Hausarzt empfahl uns

diesen Sommeraufenthalt hauptsächlich meiner kleinen Maria wegen, die noch immer sehr schwächlich war. Diese phantastische, drohende, zerklüftete Bergkette erinnerte mich an die Gebirge, die Gustave Doré zeichnete. Es ist ein schöner Fleck Erde, auf einer Seite die durch die Gömörer Berge begrenzte Ebene, auf der anderen Seite das hohe Tatragebirge, zu dessen Füßen sich Hunderttausende von Hektaren Tannenwälder hinziehen. Als ich diese Bergriesen anstaunte, erfaßte mich unüberwindliche Sehnsucht, da hinaufzuklettern. Ich besprach die Sache mit den zwei ersten Führern Kirner und Hundsdorfer. Die wackeren Männer fragten mich, ob ich schon hohe Bergtouren unternommen hätte und ob ich wegen meines einen Armes das Gleichgewicht halten könne. Auf die erste Frage mußte ich verneinend antworten, auf die zweite aber bejahend. In der ersten Zeit nach der Amputation fühlte ich meinen Körper wie aus seiner Achse geworfen, ich konnte nicht einmal sicher gehen. Merkwürdigerweise fühlte ich das Übergewicht auf der rechten Seite, wo ich ja keinen Arm hatte. Gar bald bemerkte ich, daß die Achse meines Körpers schief sei, und da war schon alles gewonnen. Ich fing an zu reiten, lief auf Schlittschuhen und hielt mich im Gleichgewicht.

Meine erste Bergtour unternahm ich mit dem Führer Hundsdorfer auf die hohe Visoka. In jener Zeit waren kaum markierte Wege, weder Ketten noch Eisenringe an den gefährlichen Stellen. Heute ist die Besteigung der Visoka keine Bergtour mehr, nur noch ein steiler Spaziergang. Frühzeitig schlich ich aus meiner Wohnung und nahm meinen großen Jagdhund mit. Mein Führer wollte die Begleitung durch das Tier nicht dulden. Er warnte mich eindringlich, den Hund mitzunehmen; ich aber bestand dar-

auf und dachte mir: „Wo ich mit zwei Beinen hinaufkomme, wird der Hund mit seinen vier Beinen erst recht nicht zurückbleiben.“ Als wir den Gipfel erreichten, fing ich an zu begreifen, daß soviel Touristen für diesen Anblick ihr Leben lassen. Was mir aber ganz unbegreiflich erscheint, ist die Wahl des gefährlichsten Weges, wenn ein gefahrloser auch zum Gipfel führt. Dies ist eine sündhafte Eitelkeit und keines wahren Mannes würdig. Das Leben darf nicht verschleudert werden und ist niemals eines Menschen ausschließliches Eigentum. Als wir zum Abstieg schritten, seilte mich Hundsdorfer an. Ich weigerte mich energisch, mein Führer aber wies auf den Hund und sprach: „Der Tourist ist gut heraufgekommen, wie er aber herunterkommt, wissen wir beide nicht; wenn der nicht wäre, würde ich Sie nicht anseilen.“ Und nun geschah etwas, was ich wirklich nicht voraussehen konnte. Ich ging angeseilt als erster, hinter mir in 20 Schritt Entfernung Hundsdorfer. Auf einmal höre ich Steine rieseln, ich blicke zurück und sehe meinen Hund, der mit den Steinen auf mich zurutscht. Hundsdorfer ruft mir zu: „Setzen, niedersetzen!“ Dies hat aber schon mein Hund besorgt, da er an meine Füße schlug und mich niederwarf. Wenn ich nicht angeseilt gewesen wäre, so hätte die Geschichte wahrlich bös geendet. Hundsdorfer wurde für seine Gewissenhaftigkeit auch vom Tátraklub belobt und beschenkt.

Im Laufe der Zeit habe ich noch mehrere hohe Spitzen bestiegen, so die große Schlagendorfer Spitze und die Meeraugspitze. Beim Gedenken an die letztere Partie erinnere ich mich einer Szene. Als ich auf der Spitze anlangte, fand ich einen Herrn, auf dem Rücken liegend. Neben ihm kniete wehklagend sein polnischer Führer. „Ja, was ist denn

geschehen?" fragte ich den Polen. „Der Herr hat den Bergrausch und will nicht von der Stelle!" war die Antwort. „Er sagt, lieber sterben als heruntergehen; er fürchtet sich und zittert am ganzen Körper." Ich setzte mich zu dem Fremden nieder und gab ihm starken Ungarwein zu trinken. Es war ein kräftiger junger Mann in den besten Jahren. Hierauf sagte ich: „Lieber Herr, Sie scheinen sich zu fürchten; dies ist eigentlich keine schöne Eigenschaft für einen Mann. Haben Sie denn niemand, der Sie erwartet und für den Sie herunterkommen müssen?" Der Fremde stöhnte: „Ich habe unten Weib und Kind, ich werde sie niemals wiedersehen; denn ich muß hier elend zugrunde gehen." — „So," antwortete ich, „und wollen Sie nicht lieber unterwegs abstürzen und sterben? Ihre Familie würde in diesem Falle wenigstens Ihren guten Willen erkennen, sie wiedersehen zu wollen. Schämen Sie sich, lieber Herr! Ich habe einen Arm und bin heraufgekommen und werde auch herunterkommen." Der Angesprochene setzte sich auf. „Unmöglich!" Ich schlug meinen Wetterkragen zurück und wies nach meinem rechten leeren Ärmel. „Und Sie werden den Abstieg wagen?" — „Jawohl, und zwar mit Ihnen. Legen Sie Ihre rechte Hand auf meine Schulter, und dann vorwärts!" Ich ließ den Herrn anseilen und brachte ihn auch glücklich herunter.

Ende Juni erhielt ich folgenden Brief aus Weimar:

Sehr lieber Freund!

Wenn es sich um Freundschaft und Ergebenheit handelt, findet mich niemand unvorbereitet, wer es auch sei. In Bayreuth werden wir über 10000 Mann erscheinen. Aber nicht aus der ruhmreichen Armee

Haus Tetétlen

Haus Tetétlen

Kapelle

PUBLIC LIBRARY

Xenophons, da es sich nicht mehr um einen Rückzug handelt. Das siegreiche Vordringen der musterhaften Schöpfungen Wagners, deren Krone der „Parsifal" ist, befiehlt uns, zu erscheinen. Auf Wiedersehen in Bayreuth! Ende Juli unter der Fahne „Parsifals"! Dort wollen wir auch über Tetétlen sprechen.

Ihr herzlich ergebener

F. Liszt.

Weimar, den 28. Juni 1882.

Zu dem Schlußsatz dieses Briefes möchte ich noch erwähnen, daß ich Liszt zu wiederholten Malen gebeten hatte, mich auf meinem Landgut Tetétlen zu besuchen und möglichst lange bei mir zu verweilen. Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin Wittgenstein hat diesen Plan immer auf das wärmste unterstützt, ja sie hätte es sogar am liebsten gesehen, wenn Liszt dauernd bei mir geblieben wäre. Ich brauche wohl nicht noch zu betonen, daß ich es noch lieber gesehen hätte, Liszt war aber nicht dazu geschaffen, sich lange an einem Orte aufzuhalten. Sein Ruhebedürfnis fand nur im beständigen Wechsel Befriedigung. Ich hatte ihm ein ganzes kleines Haus in meinem Garten einrichten lassen, fünf Zimmer mit einem Bösendorfer Flügel im Salon standen ihm zur Verfügung, und als er ankam, fand er alles, trotz der bescheidenen Verhältnisse, sehr reizend. Jedoch länger als drei Wochen hat er es nicht ausgehalten.

Mit Freuden folgte ich Liszts Einladung und erschien schon vor der ersten Festwoche in Bayreuth. Über Bayreuth und Venedig soll man nicht schreiben. Man kann es auch nicht; denn beide Städte sind derartig bekannt, daß sie zum Gemeingut geworden sind. Bereits am Tage nach meiner Ankunft wurde ich nach Wahnfried „befohlen". Ich

sage ausdrücklich „befohlen", denn Wagner wurde in jener Zeit wie ein Souverän verehrt und behandelt. Als ich eintrat, saß er unter einer Palme, ein Kranz von aufgeblühten und gepuderten Damen stand um ihn her und fächelte mit Marabufächern dem großen Meister Kühlung zu. Ich stand neben Liszt in dem Salon und bat ihn, mich vorstellen zu wollen. Er aber legte den Finger an seinen Mund und flüsterte: „Wir müssen warten, bis er seine Anekdote auserzählt hat." Vor Kaisern und Königen habe ich Liszt stehen sehen, aber so untertänig wie vor seinem Schwiegersohn niemals. Als die Anekdote auserzählt war, flogen die Spitzentücher an die rotangestrichenen Damenlippen, und es entstand ein krampfhaftes Lachen und Kichern vor lauter „wonniger Lustbarkeit und lustiger Wonneluft". Liszt beugte sein schönes, edles Haupt, nahm mich bei der Hand und führte mich zu Wagner. „Lieber Richard," sprach er in untertänigem Tone, „ich stelle dir meinen besten Freund und berühmten Schüler Grafen Géza Zichy vor." Wagner nickte mit dem Kopfe, und ich ging zu der Frau des Hauses, die ich schon von früher her kannte. Dabei fand sich für mich Gelegenheit, Wagners so merkwürdigen Kopf von nahem zu sehen. Seine Züge waren wie in Marmor gehauen; übermenschliche Energie und göttlicher Trotz sprachen aus ihnen. Dies Antlitz schien zu drohen und der Mund zu sprechen: „Du mußt mein Ich anerkennen; du mußt dich vor mir beugen, du mußt dich an meiner Kunst erheben, und willst du es nicht, so schleudere ich dich in die Lüfte!" Diesen Kopf kann man nicht vergessen. Wenn überhaupt von einer Ähnlichkeit die Rede sein kann, so läßt er sich nur mit dem Kopfe Napoleons des Großen vergleichen. Seine Umgangsformen waren andere als die eines

Sohn Géza

PUBLI
LIBRA

Weltmannes, was ja sehr begreiflich ist. Er wurde entweder verfolgt oder vergöttert. Zwischen diesen zwei Extremen pendelte sein Leben hin und her.

Am nächsten Tag war Probe. Wagner war sehr unruhig und indisponiert. Er sagte zu Professor Dr. Standthartner: „Ich fühle mich elend, lieber Standthartner, so beklommen und schwach im Herzen." Standthartner ließ ihm etwas Kognak reichen. Endlich erschien der große Abend, der den überreichen Musiktempel der deutschen Kunst mit einer herrlichen Memnonssäule beschenkte und die ganze musikalische Weltliteratur durch ein eigenartiges großes Meisterwerk erfreute. Man mag „Parsifal" eine Legende, ein Bühnenoratorium, ein Weihfestspiel oder eine Oper nennen. Es ist ganz einerlei, die Hauptsache ist und bleibt, daß es ein hehres Kunstwerk darstellt. Als das Publikum seine Plätze eingenommen hatte, ließ Meister Wagner alle Türen abschließen. Eigentlich war es unnötig, da ja doch niemand vor Schluß des Werkes fortgegangen wäre. Über die Aufführung und ergreifende tiefe Wirkung des Werkes habe ich nichts zu sagen, da ich ja nur allgemein Bekanntes wiederholen müßte.

Im November desselben Jahres zog neues Leben in mein Haus. Meine Frau beschenkte mich mit einem Buben, und die Freude war groß. Es wurde eine große Taufe gefeiert. Viele Familienmitglieder, Freunde, Schriftsteller, Künstler, unter anderen Volkmann und Jókai, waren erschienen. Unter den Freunden des Hauses der erste Richter des Landes, Iudex curiae von Majláth. Auf das tragische Geschick dieses so vortrefflichen Mannes will ich später noch einmal zurückkehren. Die Taufpatin war meine Mutter, der Taufpate mein Schwiegervater. Ich sehe noch den stattlichen, schönen alten

Herrn in seinem blauen Frack mit blanken Goldknöpfen. Er ging von Zimmer zu Zimmer und traf Anordnungen, musterte die Lakaien und ließ ihnen Eau de Cologne unter das Hemd gießen, damit sie Wohlgeruch verbreiteten. Die Spiegel ließ er verhängen. Bei der Taufe seines ersten Sohnes waren die Spiegel unverhängt gewesen, und dieses Kind hatte sterben müssen. Nun kam die Taufe. Er steckte die Hände in seine Fracktaschen und antwortete auf die Fragen des geistlichen Herrn sehr konfus. Auf die Frage: „Willst du getauft werden?" antwortete er mit einem kräftigen „Nein!" und auf die Frage: „Entsagest du dem Teufel, seiner Pracht und seinen Werken?" kam prompt die Antwort: „Gewiß nicht!" Es war zum Totlachen. Nach der Taufe fand großer Taufschmaus statt, zu dem in drei Zimmern gedeckt worden war. Jókai sprach den Toast und wünschte meinem Sohne, er möge ein braverer Mann werden als sein Vater sei. Im Anfang war ich durch diesen Wunsch sehr unangenehm überrascht. Als Jókai aber die Erklärung gab: „Diesen Wunsch darf man nur dem Sohn eines sehr braven Mannes mit auf den Lebensweg geben!" mußte ich mich beruhigen. Mein lieber Meister Liszt schreibt mir im Anschluß an das Familienereignis folgenden Brief:

Sehr lieber Freund!

Herzliche Glückwünsche zu Ihrer nochmaligen Vaterwürde. Eine erfahrene Dame teilte mir mit, daß die Leiden der Mutter mit jedem neuen Kinde zunehmen. Ich hoffe, daß die sanfte Geduld Ihrer Frau das Ertragen all dieser Qualen erleichterte und sie sich schon auf dem Wege der Genesung befindet. Am Weimarer Hof sprach man am vergangenen Sonntag und Mon-

tag sehr viel über Sie, desgleichen am Dienstag und Mittwoch in Nürnberg bei meiner vorzüglichen Freundin und überaus wohlwollenden Biographin Lina Ramann. Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin von Sachsen, die wohl niemand der Banalität zeihen könnte — selbst der prinzlichen nicht —, hat Ihr Lob gesungen. Ebenso auch der Großherzog, sein Sohn und seine zwei Töchter, und nicht zuletzt seine Schwiegertochter, die Prinzessin Reuß. Sie hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß sie Ihr außerordentliches Talent und Ihre persönliche Distinktion im besten Andenken behalten hat. Außerdem dankt sie Ihnen für die Übersendung Ihrer Kompositionen, die nun Prinzessin Elisabeth (tüchtige Pianistin und gar nicht oberflächlich) mit Todesverachtung üben wird. Ramann hat mir ausführlich über Ihre Nürnberger Triumphe berichtet, denen nur die Arglist und Bezauberung gewisser Wiesbadener Damen fehlte. Vor meiner Abreise aus Weimar habe ich meine sinfonische Dichtung „Von der Wiege bis zum Grabe" mit dem Titelblatt Ihres Cousins Michael Zichy an Bote & Bock (Berlin) wegen des Stiches gesendet. Ich werde sie Ihnen im Monat Januar in Budapest mit Juhász vierhändig vorspielen. Zwischen der Wiege und dem Grabe habe ich 150 Takte agitato unter dem Titel „Kampf für das Leben" eingeschaltet. — Sonntagabend bin ich bei Wagners in Venedig, wo ich bis Neujahr bleibe. Auf Wiedersehen in Budapest vor Mitte Januar.

Ihr immer von Herzen ergebener F. Liszt.

Zürich, den 17. November 1882.

Ich erwähnte bereits, daß ich zu dem tragischen Geschick meines väterlichen Freundes, des Herrn von Majláth, zurückkehren wollte. Dieser hochgelehrte, außerordentliche Mann trug eine kalte Strenge zur Schau, die seinem warmfühlenden Herzen gar nicht entsprach. Er war kein glatter Diplomat und Politiker. Schon die Art, mit der er sprach, war streng, polternd, schneidend. Ungebildete Menschen, die den großen Schatz seines Wissens, die hohen Eigenschaften seines Charakters nicht zu erkennen und zu schätzen imstande waren, fürchteten ihn, und diese Furcht verwandelte sich nur zu oft in Erbitterung und Haß. Dies war auch der Fall bei seinem Diener Berecz, der die immer ernste, kühle, kurz angebundene Behandlung seines Herrn nicht ertragen konnte und wollte. Der ungarische Diener erträgt alles, wenn er nur seinem Charakter entsprechend behandelt wird. Man kann ihm ruhig sagen: „Mein Sohn, du bist ein Esel!“ oder: „Mein Sohn, du bist ein Lump!“; unter vier Augen erträgt er sogar eine Ohrfeige, aber der „Sohn“ muß vor und nach der Ohrfeige dabei sein. Der Leibhusar Berecz hat seinen Herrn nicht ermordet, er hat ihn ermorden lassen. Wie ein Judas hat er ihn verkauft. Zwei Unholde stiegen mit Wissen und nach der Weisung des Dieners von der Straße aus auf einer Strickleiter auf den Balkon Majláths. Berecz hatte die Tür offen gelassen und die Strickleiter befestigt. Majláth lag im Bette und las die Abendblätter, als die zwei Mörder Spanga und Piteli eintraten. Sie trugen schwarze Masken. Der eine schwang drohend ein Messer und sprach: „Exzellenz, wir wollen Geld haben!“ Majláth drückte auf die Klingel und sprang todesmutig aus dem Bette. „Ihr Schlingel!“ rief der heldenmütige Herr und stürzte mit bloßer Hand auf die Mörder. Aber er war

alt und kurzsichtig, griff unglücklicherweise in das Messer, zerschnitt sich die Hand, wurde zu Boden geworfen, geknebelt und erwürgt. Draußen brüllte ein Sturm, so daß niemand von dem Kampfe etwas wahrnahm außer dem Diener, der ruhig im Bette lag und horchte. Volkmann wohnte im Hause im dritten Stock und kehrte in jener unheilvollen Nacht in Begleitung eines Schülers gegen Mitternacht heim. Am sogenannten Albrechtsweg mußten sie bei Majláths Balkon vorübergehen, sie sahen jedoch nichts Auffallendes. Als man mir die Schreckenskunde brachte, saß ich im Bade und erschrak dermaßen, daß meine Augen blutrot wurden. Ich eilte in das Unglückshaus und trat mit dem Polizeichef von Jekelfalusy zu gleicher Zeit ein. Da lag nun der würdige Mann geknebelt und tot im Bette. Ich sehe noch dies schöne, männliche Antlitz mit den im Todestrotz erstarrten Zügen. Er glich einem toten Löwen. Der Polizeichef überblickte sogleich die Situation und sagte mir: „Der Mörder ist sein Diener!" Berecz wurde gerufen. Das abscheuliche Antlitz mit dem einen schielenden Auge und der großen Nase war sehr blaß. Scheu blickte er um sich, vermied es aber, nach dem Bette zu sehen, in dem der Tote lag. Der Polizeichef fragte ihn: „Wer hat abends die Balkontür geschlossen?" — „Ich!" war die Antwort. „Wer hatte die Verpflichtung, den Ofen bei Seiner Exzellenz zu heizen?" — „Ich!" sagte Berecz. „Um wie viel Uhr haben Sie heute den Ofen geheizt?" — „Um 7 Uhr." — „Pflegten Sie immer um 7 Uhr zu heizen?" — „Nein, in der Regel um 6 Uhr." — „Warum heute um 7 Uhr?" — „Ich schlief heute besonders tief." Der Polizeichef wendete sich an seine Leute und sprach in strengem Ton: „Man lege dem Mörder Handschellen an!" Das Antlitz des Bösewichts wurde blut-

rot. Er schrie mit entsetzlicher Stimme: „Ich bin kein Mörder, ich habe keine Hand an meinen Herrn gelegt, ich weiß von nichts. Man kann mich nicht verurteilen, es gibt noch gerechte Richter in Ungarn!“ Nach dem Geständnis der beiden Mörder war Berecz der Anstifter gewesen. Er hatte den ganzen Mordplan ausgedacht, dessen Ausführung nur durch seine Mitwirkung möglich war. Er wurde mit seinen Spießgesellen gehängt. Unter dem Galgen war sein letztes Wort: „Gott strafe meine Richter, sie seien verflucht!“ — In Rußland erzählte man mir einen Fall, der diesem sehr ähnlich war. Ein alter Fürst Demidoff sollte auch auf Anstiften seines Jägers ermordet werden. Der alte Herr hatte immer zwei geladene Doppelpistolen auf seinem Nachttischchen stehen. Der Jäger entfernte die Kugeln aus den Läufen und das Pulver. Nur die Kapseln glänzten an ihrem gewöhnlichen Ort. Der Jäger wußte jedoch nicht, daß Demidoff jeden Abend die Pistolen untersuchte, und zwar immer nur dann, wenn der Jäger das Schlafzimmer schon verlassen hatte. Der alte Herr war ein mutiger ehemaliger Soldat. Als er sich mittels der Ladestöcke überzeugt hatte, daß jemand die Ladung herausgenommen hatte, ging er an seinen Gewehrständer und lud beide Pistolen aufs neue. Dann legte er sich wieder ins Bett und las beruhigt ein Buch. Bald darauf hörte er schleichende Fußtritte im Nebenzimmer, und drei vermummte Gestalten traten ein. Demidoff rief ihnen ein gebieterisches „Halt!“ entgegen und fügte die Pistolen erhebend hinzu: „Wer sich rührt, ist des Todes, ich schieße ihn nieder!“ Der eine Räuber erwiderte lachend: „Schieß nur zu, du hast ja keine Kugeln im Laufe!“ und stürzte mit erhobenem Messer gegen den Fürsten. Ein Schuß krachte, und der Mörder brach

tödlich getroffen zusammen. Die zwei anderen wollten flüchten, doch Demidoff vertrat ihnen mit erhobener Pistole den Weg. Auf die Detonation stürzten die Hausleute in das Schlafzimmer und machten die zwei Mordgesellen unschädlich. Nur der Jäger erschien nicht. Man hörte einen Schuß: er hatte sich selbst gerichtet.

* * *

Ich schloß das Jahr 1882 mit zwei Konzerten ab. Das erste fand im Monat Dezember in Budapest, das andere für den Fonds des Aranydenkmals in Preßburg statt. Freund Batka hatte mich hierzu durch folgende Zeilen bestimmt:

Dem Dichter zu geben, was des Dichters ist, hat zu allen Zeiten die Völker der Erde groß gemacht und mit unvergänglicher Ehre ihr Ruhmesschild geschmückt. Lorbeerzweige, die eine Nation um die teuren Schläfen ihrer Geisterkönige windet, grünen immerdar. Ihre nie verwelkenden Blätter erzählen ferneren Jahrhunderten noch dann von der Existenz eines Volkes, wenn schon lange das politische Geschiebe und materielle Getriebe desselben längst dem Gedenken der Menschen entfallen ist. So lebt Persien in seinem Firdusi, so Griechenland in seinem Homer, so Deutschland in Goethe und Schiller, so Ungarn in Arany und Petöfi ein ewiges Leben. Der kühne Paladin Toldy, die Heldenlieder Petöfis und die schwermütigen Balladengesänge Aranys werden späten Geschlechtern singen und sagen, wie die Nation gelebt und gelitten, wie sie gekämpft und gestritten, gesiegt und gejubelt hat. Aber es klingt noch hell und fröhlich wie siegreicher Trompetenschall das stolze Wort: „él magyar, áll Buda még“ — (Der Ungar lebt, und Buda steht).

Das Jahr 1882 war der Anfang meiner größeren Konzertreisen, und so stand es im Zeichen der Kunst. Viele meiner Freunde und Nichtfreunde machten es mir zum Vorwurf, daß ich mein Leben den Idealen weihte und wie ein törichter Knabe die Strahlen des Mondes fangen wollte. Sie verspotteten meine Bestrebungen, warfen mir krasse Unkenntnis des Lebens vor, nannten meine Begeisterung ein Hirngespinst und meine Kunst eine Verirrung. Meine Antwort lautete:

Ihr saget mir: „Es ist nicht so."
Ich aber denk: „Es könnte sein.
Und daß ich's fühl' im Herzen mein,
Des bin ich glücklich, bin ich froh!
Mein Wähnen ist doch wahr und echt,
Dies weiset mir den Weg, den Ort.
Nach Sternen blickend wank' ich fort:
Der Sehnsucht nimmermüder Knecht."

Ende des zweiten (Schluß-) Bandes

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

Music Department

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 05992 451 2